Neue Stadtgeschichten

von

Max Ring.

III.

Die Erben.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Erstes Capitel.

Mitten unter den glänzenden, strahlenden, koketten Häusern der Hauptstadt giebt es einzelne Gebäude, welche schwarz, düster, veraltet, zu ihrer Umgebung nicht zu passen scheinen und mit derselben im schreienden Kontraste stehen. Sie gleichen finstern, hypochondrischen Greisen, unter der heitern Schaar lachender Jünglinge. Unheimlich stehen sie da mit ihren dunklen Mauern, von denen Regen und Wind die Farbe längst abgewaschen und den Ueberwurf abgebröckelt hat, mit ihren blinden Fenstern, engen und finstern Treppen, mit dem spitzen Giebeldach und den wüsten Stuben. Sie verschmähen es, die Mode des Tages mitzumachen und haben sich entschieden vor jeder Neuerung mit hartnäckigem Vorurtheil zu wahren gewußt. Dennoch ziehen sie die Aufmerksamkeit weit mehr auf sich, als ihre modernen Geschwister; man traut ihnen interessantere Erlebnisse zu, als den neuen Alltagsgesichtern, man vermuthet hinter den alten Mauern wunderliche Begebenheiten,

Geheimnisse und glaubt auch, daß darin ganz absonderliche Menschen leben müssen. Man wundert sich ordentlich, daß nicht irgend ein uralter Kopf in der verwitterten Kleidung des früheren Jahrhunderts mit Perrücke oder Haarbeutel hinausschaut, wie ein Gespenst unter Lebenden. Unsere Phantasie wird mächtig angeregt und wir denken uns mit ihrer Hülfe Mysterien, die nicht immer, aber doch mitunter der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Zuweilen findet man auch wirklich in einem solchen Hause Originale, wie sie in der Gegenwart immer seltener werden, wunderliche Käuze, die in diesen Höhlen hausen, reiche Sonderlinge, Männer und Frauen von ganz eigenthümlichem Gepräge, ausgezeichnet in ihrem Wesen, wie in ihrer Kleidung. — Ein derartiges Gebäude stand mitten in der Residenz, an der Ecke einer lebhaften Hauptstraße, es war dreistöckig, mit schmalen, niedrigen Fenstern, alt, aber durchaus nicht baufällig. Schon seit langen Jahren war keine Reparatur, geschweige ein Umbau damit vorgenommen worden, nicht einmal den Anstrich hatten die Besitzer erneuern lassen; es stach darum von den frischen Nachbarhäusern gewaltig ab. Den ganzen Tag blieben die Thüren und meist auch die Läden geschlossen, so daß ein Fremder glauben mußte, es würde gar nicht bewohnt. Aber selbst die nächsten Nachbarn konnten darüber keine gewisse Auskunft geben, denn auch sie erinnerten sich seit langer Zeit

keine menschliche Seele gesehen zu haben. Es war Alles so still darin, daß man fast den Wurm hören konnte, der an dem morschen Täfelwerk und im Holze nagte und den Kalk, wie er zerbröckelte. Da gab es keine lachenden Kinder, welche vor der Hausthür spielten, keine plaudernden Mägde auf der Schwelle, kein Milchweib, welches Frühmorgens die Milch brachte und nicht einmal der Briefträger, der doch sonst in alle Häuser kommt. Das alte Haus schien vollkommen taubstumm zu sein, denn man hörte nicht das geringste Geräusch darin, keinen Laut, kein Instrument, oder gar einen Lärm, selbst die Hausglocke theilte dies allgemeine Schweigen, denn Niemand konnte sich rühmen, ihr Geläute vernommen zu haben. Es lag etwas Gespenstisches und Unheimliches in dieser ungewohnten Stille, noch dazu mitten unter dem Verkehr der lebendigen Straße. Besuche kamen und gingen nicht, kein Wagen hielt in der Nähe und so geschah es, daß wirklich Niemand recht wußte, ob das Haus lebende Wesen beherbergte, oder nicht. Aber es war doch bewohnt; seit Jahren hausten zwei Schwestern darin, die bereits ein hohes Alter erreicht hatten. Wie alt sie schon geworden, wußte Keiner zu sagen, vielleicht sie selber nicht einmal. Sie hatten das Haus von ihrem Vater, der unter irgend einem verstorbenen Könige Leibarzt gewesen war, zugleich mit einem bedeutenden Vermögen ererbt; das, wie gewöhnlich, von dem Rufe übertrieben

wurde und dadurch eine fabelhafte Höhe im Munde des Volkes erreicht hatte. Uralte Greise erinnerten sich noch aus ihrer Jugendzeit an den Hofmedicus Arnold, oder Arnoldus, wie er sich selber nannte; er ging immer in einem rhabarberfarbenen Frack, in einer gestickten Weste mit breiten Schößen, in seidenen Strümpfen, welche seine stattlichen Waden hervorhoben und in Schuhen mit großen, silbernen Schnallen. Den dreieckigen Hut hielt er stets in der einen, den großen Bambusstock mit goldenem Knopf in der andern Hand; er trug den längsten Zopf in der ganzen Stadt und als diese Frisur schon längst aus der Mode war, konnte er sich nicht entschließen, dieselbe abzuschneiden. In seinem letzten Willen verordnete er ausdrücklich, daß er mit dem Zopf begraben werden wollte; was auch gewissenhaft von seinen Töchtern befolgt wurde. Er galt für einen besonders geschickten Arzt, und wurde hauptsächlich bei sehr gefährlichen Fällen zu Rathe gezogen; weshalb das gemeine Volk ihn auch den „Todtendoctor" nannte. Nach und nach hatte sich mit dieser Bezeichnung eine besonders schauerliche Nebenbedeutung verbunden und die Kinder auf der Straße erschraken und liefen schreiend davon, wenn der „Todtendoctor" sich zeigte; die alten Weiber bekreuzten sich bei seinem Anblick, indem sie ihn mit dem Tode selbst verwechselten. Diese Furcht erstreckte sich bald auf sein ganzes Haus und seine Familie, welche

darum ohne alle Verschuldung gemieden wurde. Der Doctor hatte zwei Töchter, die er zwar sehr liebte, aber überaus streng erzog. Das Vorurtheil, welches dem Vater anhaftete, übertrug sich auch auf die beiden Mädchen, sie hießen bald die „Todtenfräulein“ und kein Kind von gleichem Alter wollte mit ihnen spielen und sich ihnen nahen. So wuchsen sie auf ohne Freunde und Bekannte, denn der Doctor verkehrte mit Niemand, außer mit seinen Büchern und Patienten. Letztern gegenüber beobachtete er ebenfalls ein äußerst zurückhaltendes, fast hochmüthiges Benehmen, denn er war der Ansicht, daß der Arzt sich nicht wegwerfen dürfe und dem Kranken wie ein Gott, voll Würde und Erhabenheit, erscheinen müsse, um ihm den nöthigen Respekt einzuflößen. — Auch seinen Töchtern gegenüber erschien er in ähnlicher Weise, so daß sie zu ihm wie zu einem höheren Wesen emporblickten, mehr von Ehrfurcht als von Liebe erfüllt. Die Mutter war bald nach der Geburt des jüngsten Kindes, eines Knaben, gestorben, der ihr wenige Tage später nachfolgte. Sie war eine stille, sanfte und gottesfürchtige Frau gewesen; das einzige weibliche Wesen, welches der Doctor wahrhaft und mit einer Leidenschaft geliebt hatte, die sonst nicht in seiner mehr kalten und strengen Weise lag. Der Pöbel trug sich mit der Sage, daß er das Skelett seiner Frau und des Kindes in einem gläsernen Schrank noch aufbewahre,

während nur die leeren Särge begraben wurden. Allerdings standen in seiner Studirstube, welche Niemand betreten durfte, zwei mit besonderer Sorgfalt präparirte Todtengerippe, mit welchen sich der Hofmedicus oft Stunden lang beschäftigte. Ob dieselben aber seiner Gattin und dem todten Knaben angehörten, konnte freilich kein Mensch mit Gewißheit behaupten. — Andere Angehörige hatte der Doctor nicht und die Verwandten seiner Frau waren ihm aus ihm allein bekannten Gründen dermaßen verhaßt, daß sie schon nicht bei ihren Lebzeiten, um so weniger erst nach ihrem Tode, sein Haus betreten durften. So wuchsen die Töchter ohne jede Gesellschaft und in der größten Abgeschiedenheit auf; sie kannten keinen Menschen als ihren Vater und die alte Frau, welche ihm seit dem Tode der Gattin, die Wirthschaft führte und dem Hauswesen vorstand. Da die „Todtenfräulein," wie man sie allgemein nannte, von den übrigen Kindern geflohen wurden, mit Niemand verkehrten, mit Keinem spielten, so waren sie lediglich auf sich selber angewiesen. Je mehr die Außenwelt sie mied, desto inniger schlossen sie sich einander an und so entwickelte sich allmälig und naturgemäß eine geschwisterliche Liebe ohne Gleichen auf der Welt. Sie waren einander Alles, Schwestern, Freundinnen und Gespielinnen, kein Dritter drängte sich in ihre Neigung ein und störte dieses innige Verhältniß. Sie hatten denselben Geschmack, dieselben Wünsche,

Meinungen, Gedanken und nur einen Willen. Diese Gleichheit der Gesinnung erstreckte sich auf alle Einzelheiten, auf die geringsten Kleinigkeiten des Lebens. Stets trugen sie denselben Anzug, dieselben Kleider und Hüte; ihre Lieblingsgerichte, ihre Speisen waren dieselben. Dadurch wurde ihre Erscheinung nur noch auffallender, wenn sie, von gleicher Größe, um wenig Jahre nur von einander verschieden, in dieselben Stoffe gekleidet, Arm in Arm, wie zwei Abbilder aus derselben Form, auf der Straße sich zeigten; was freilich nur selten geschah, da sie am liebsten zu Hause blieben, wo sie ungeneckt und ungestört von Andern mitsammen verweilten. Selbst die Zeit der jungfräulichen Entwicklung und Reife brachte in dem Leben der Schwestern keine Veränderung hervor. Sie kannten keinen Mann außer ihrem Vater näher und hatten weder Sehnsucht noch Gelegenheit dazu. Dem Hofmedicus war nie der Gedanke gekommen, seine Töchter zu verheirathen; sie wurden älter und verblühten, aber er bemerkte es nicht, nur mit seinen Büchern und der Praxis beschäftigt. Die Aermsten hatten keine Ahnung, daß es noch eine andere Liebe gebe, als die zwischen Geschwistern und da ihr Vater starb, waren sie bereits verschrumpfte, alte Jungfern, ohne es selbst nur zu wissen. Dieser Tod änderte nichts in ihren Verhältnissen und Alles blieb wie bisher; sie bezogen die Zinsen der bedeutenden Erbschaft, ohne dieselben ver=

zehren zu können, wodurch das Kapital mit jedem Jahre größer wurde. Die Wirthschafterin des Vaters besorgte auch ihre Wirthschaft, ganz in derselben Weise; es wurde nicht ein Heller mehr oder weniger ausgegeben. Die Schwestern bewohnten das Zimmer, das sie auch bei Lebzeiten des Vaters inne hatten und trotzdem ihnen jetzt das ganze Haus gehörte, dachten sie nicht daran, eine größere Wohnung zu beziehen, oder nur die geringste Bequemlichkeit mehr sich zu verschaffen. Die Stuben des Leibmedicus und besonders sein Studirzimmer, blieben unbewohnt und das letztere nach wie vor auch unbetreten. Kein menschlicher Fuß durfte sich dem Heiligthum nahen, als säße noch der alte Herr darin, vor seinen aufgeschlagenen Folianten. Eine dicke Staubkruste lagerte sich mit der Zeit auf den vergilbten Papieren und Folianten, die Tapeten wurden stockig und grünlicher Schimmel wucherte an den Wänden; von der Decke hingen die Spinnweben lang, wie schwarze Trauerflöre, nieder; die Dräthe, welche die Skelette zusammenhielten, waren sogar mit der Zeit verrostet und zerbrochen, so daß die einzelnen Knochen polternd auseinanderfielen. — Die Schwestern lebten aber so fort in dem alten Hause, einen Tag wie den andern, ohne sich um die Außenwelt zu kümmern. Es wurde Krieg und Friede und wieder Krieg und wieder Friede, Könige starben, Völker standen auf, die Revolution tobte in den

Straßen der Stadt, Bürger kämpften gegen Bürger und sie allein erfuhren nichts davon. Sie wohnten in ihrem Hinterzimmer mit der Aussicht auf den Hof, auf die hohe Brandmauer des Nachbars und auf eine alte Linde, welche sie schon mehr als fünfzig Mal im Frühling grünen und im Herbst verwelken sahen. Den ganzen Tag saßen sie am Stickrahmen, oder waren mit weiblichen Arbeiten beschäftigt; nur selten verließen sie das Haus, mit dem sie so verwachsen waren, wie die Schnecke mit dem ihrigen. Es ging ihnen dann wie den Eulen und andern Nachtvögeln; sobald sie sich zeigten, wurden sie von dem Schwarm der löblichen Gassenjugend, wie von einer Schaar Dohlen und Raben verfolgt und wegen ihres wunderlichen Aussehens verspottet. Ihre Erscheinung war auch in der That auffallend genug; sie kleideten sich, wie man sich damals kleidete, als sie noch jünger waren. Solche Ungeheuer von Hüten und Hauben wurden sonst nirgends in der Residenz gesehen; ein vorweltlicher Kopfputz bedeckte ihre grauen Scheitel und ihre Mäntel schienen aus einem vergangenen Jahrhunderte zu stammen. Sie kümmerten sich nicht um die Mode; dabei wählten sie immer die feinsten und theuersten Stoffe, die sie auf Jahre im Voraus einkauften und so lange liegen ließen, bis sie dieselben brauchten. In so abenteuerlichem Aufzuge sah man sie durch die Straßen neben einander wandern, in den Händen einen großen,

verschossenen Beutel, worin sie allerhand Kleinigkeiten bewahrten und auf den Armen einen häßlichen Hund, den sie mit besonderer Liebe pflegten. Wo sie sich aber zeigten, hieß es „da kommen die Todtenfräulein!“ — Die Generation, welcher sie angehörten, war gestorben und eine neue unterdeß und noch eine dazu herangewachsen; sie hatten keine Bekannten, keine Freunde, keine Anverwandten; und doch war der Name ihnen geblieben und hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Mitten in der großen Stadt lebten sie in einer kaum denkbaren Abgeschiedenheit, wie zwei Einsiedler im tiefsten Urwalde; kein Mensch verkehrte mit ihnen, ihre Hausthür blieb verschlossen, und die Läden der Vorderzimmer, in welchen einst der Vater gelebt hatte, waren seit seinem Tode noch nicht geöffnet, die Stuben nicht gelüftet worden. Eines Tages aber bemerkte die Nachbarschaft, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, eine merkwürdige Veränderung. Vor dem alten Hause hielt ein Leichenwagen und eine große Menge von Trauerkutschen, wie dies sonst nur bei einem reichen und vornehmen Begräbnisse der Fall ist. Eine große Menge von Leichenbittern standen auf dem Flur und vor der Thür; ein Sarg wurde herabgetragen, gefolgt von der einen Schwester, welche wie gebrochen der Leiche der andern nachschwankte. Die Lebende setzte sich in tiefster Trauer allein in den schwarzen Wagen, die übrigen

Equipagen blieben leer; kein Mensch folgte der Todten und es war ein ganz eigenes Schauspiel, wie sich der Zug in Bewegung setzte und Niemand außer der Schwester der Gestorbenen das letzte Geleit gab. Draußen auf dem Kirchhof nahm der Prediger die Leiche in Empfang; er hielt eine lange Rede, welche nur die Schwester mit anhörte, weil Keiner sonst zugegen war. Darauf wurde die Leiche in dem Erbbegräbniß der Familie Arnold beigesetzt und die einzige Leidtragende kehrte allein wieder in das noch mehr vereinsamte Haus zurück. Seitdem sah man nur das eine Todtenfräulein, sie lebte wie früher in der strengsten Abgeschiedenheit und verließ nur noch ihre Wohnung, um auf den Kirchhof zu gehen. Dort ließ sie sich die Gruft von dem Todtengräber aufschließen und verweilte oft den ganzen Tag bei der abgeschiedenen Schwester, mit der sie lange Gespräche führte, als lebte diese noch und könnte sie vollkommen hören. Selbst der Todtengräber, der doch an die Schrecken des Grabes gewöhnt war, empfand ein Grauen, wenn er zufällig vorüberging und die wunderlichen Reden hörte; es war ihm immer, als wäre die Klagende nicht allein, als antworte ihr eine fremde Stimme. — Auch im Hause sprach die Ueberlebende viel mit der Todten, dann lauschte sie, als warte sie auf eine Antwort; beim Essen lagen immer zwei Gedecke wie früher auf dem Tisch und die Lieblingsspeisen

der Verstorbenen wurden grade so zubereitet und auf den Tisch getragen, wie bei ihrem Leben. Sonst war das alte Fräulein in allen andern Dingen ganz vernünftig; sie besorgte ihre Angelegenheiten mit großer Umsicht und besuchte alle halbe Jahre ihren Rechtsanwalt, der ihr Vermögen schon lange Zeit verwaltete und ließ sich auf Heller und Pfennig Rechenschaft ablegen; wobei sie einen seltenen Scharfsinn entwickelte und weit mehr Geschäftskenntnisse zeigte, als man ihr bei dem einsamen Leben zutrauen konnte. Schon öfters hatte sie der Advokat in schonender Weise auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, ihren letzten Willen aufzusetzen und über das große und immer mehr anwachsende Vermögen zu verfügen, aber davon wollte sie nichts wissen und sie verbat sich ein für allemal, den Gegenstand wieder in ihrer Gegenwart zu erwähnen. Vergebens fragte er sie nach näheren oder entfernteren Anverwandten, sie wußte ihm keine solchen zu nennen, oder wollte vielleicht nur nichts von ihnen wissen, indem sie auch hierin dem Beispiele ihres Vaters folgte, der allen Verwandten den Zutritt zu seinem Hause verschloß. So wurde das Fräulein alt und immer älter und zuletzt so schwach, daß sie nicht mehr ihre gewohnten Spaziergänge nach dem Kirchhofe fortsetzen konnte. Eines Tages fand sie ihr Rechtsanwalt, der einzige Mensch, der sie, wenn auch selten, sah, in einem Zustande, der ihm gerechte

Besorgnisse einflößte; sie vermochte sich kaum mehr von dem alten Lehnstuhle zu erheben, auf dem sie gewöhnlich saß, aber mit zitternder Hand stickte sie noch immer an einer Arbeit, welche sie mit der verstorbenen Schwester begonnen und die sie wie Penelope immer wieder auftrennte, um sie immer von Neuem wieder anzufangen. Nur auf die wiederholte und dringende Mahnung des Advokaten entschloß sie sich endlich, einen Arzt und eine Wärterin zur Pflege anzunehmen; sie war so sehr des Umganges mit Menschen entwöhnt, daß sie diese ihr aufgedrungenen Personen nur duldete, ohne mit ihnen in irgend eine nähere Berührung zu treten. Der Arzt kam und ging wieder, wenn er seine Recepte verschrieben hatte, indem er im Stillen das Honorar berechnete; die Wärterin saß an ihrem Bette und pflegte sich weit mehr noch, als die Kranke, welche sie als eine Art Blödsinnige ansah, auf die man keine besondere Rücksicht zu nehmen brauchte. Kein Freund, kein Verwandter erschien an dem Bette des armen Fräuleins; sie lag einsam, verlassen; keine liebevolle Hand reichte ihr den erfrischenden Trank und schuf ihr die kleinen Erleichterungen, welche selbst das größte Leid minder drückend empfinden lassen. Es giebt wohl nichts Traurigeres auf der ganzen Welt, als ein solches Krankenlager, das nur von fremden und theilnahmlosen Personen umstanden wird. Welche bange Tage und schauerliche Nächte

verlebt ein derartiger Patient. Sein Auge fällt nur auf gleichgültige oder widerliche Züge; nur der Eigennutz bezahlter Diener tritt ihm in widerwärtiger Gestalt entgegen. — Nach und nach wurde die Kranke immer schwächer, ihre Gedanken verwirrten sich, Stunden lang sprach sie mit der todten Schwester; die einzige Gesellschaft, welche ihr übrig blieb, war ein Phantom.

„Ich komme!“ rief sie der Abgeschiedenen zu und mit einem Lächeln in dem verwitterten Gesicht war sie gestorben. Die Wärterin drückte ihr die offen stehenden, gläsernen Augen zu und kreuzte die starren Arme der Todten auf der Brust. Der Rechtsanwalt, welcher sogleich von dem Abscheiden des alten Fräuleins benachrichtigt worden war, machte die nöthige Anzeige beim Gericht. Am andern Morgen erschienen die dazu beauftragten Personen und versiegelten alle Schränke und Schubfächer in der Wohnung. Die Leiche wurde in einen kostbaren Sarg gelegt und in Begleitung der Wärterin und des Doctors auf dem Kirchhof in derselben Gruft beigesetzt, wo bereits die vorangegangene Schwester ruhte. Keine Thräne floß bei der Bestattung, nur die dicke Wärterin bemühte sich, gerührt auszusehn. So waren nun beide „Todtenfräulein“ gestorben und auch bald vergessen, nur der wunderliche Name lebte fort in dem Gedächtnisse der Nachbarschaft. — Sie hatten indeß ein bedeutendes Vermögen hinterlassen; die

Volksstimme sprach von mehreren Millionen und übertrieb, wie dies immer bei solchen Gelegenheiten zu geschehn pflegt; aber viele hunderttausend Thaler waren wenigstens zurückgeblieben. Das Gericht nahm vorläufig Besitz davon und forderte von Zeit zu Zeit in den Zeitungen und öffentlichen Blättern die unbekannten Erben auf, sich zu melden und ihre Ansprüche, durch Beweise ihrer Verwandtschaft mit der Verblichenen, geltend zu machen. Man kann sich wohl denken, daß es nicht an Bewerbern fehlte, denn wer erbt nicht gern eine halbe oder gar eine ganze Million. Plötzlich fanden sich Verwandte ohne Zahl aus allen Gegenden Deutschlands, aus dem tiefsten Süden und dem höchsten Norden; Geschwisterkinder von väterlicher und mütterlicher Seite, Blutsfreunde im dritten, vierten, selbst im fünften Grade, aber ihre Ansprüche mußten doch nicht stichhaltig gewesen sein, denn sie wurden insgesammt abgewiesen. Meist waren es Abenteurer oder Schwindler, welche die Gelegenheit benutzen wollten, auf diese Weise plötzlich reich zu werden, sie konnten jedoch ihre Verwandtschaft mit der Familie Arnold entweder gar nicht oder in so mangelhafter Art nachweisen, daß das Gericht sie als rechtmäßige Erben nicht anerkannte und ihnen Schweigen auferlegte. Es wurde eine neue Aufforderung von diesem erlassen und ein frischer Termin bestellt. Derselbe war fast verstrichen, ohne daß ein stichhaltiger Prätendent sich gemeldet

hätte. Auch diesmal kamen zwar die Bewerber aus allen Weltgegenden und brachten ihre Stammbäume mit, aber bei näherer Prüfung wurden dieselben als falsch befunden und die hoffnungsvollen Erbschleicher mußten beschämt wieder abziehn. Die verschiedenen Verhandlungen über diesen Gegenstand, erlangten eine immer größere Oeffentlichkeit; die Zeitungen und besonders die Gerichtsblätter beschäftigten sich vielfach mit der Arnold'schen Erbschaftsangelegenheit, welche dadurch eine gewisse Popularität erlangte.

Man sprach darüber an allen Orten, in den Bierstuben und in den Familien, man fing an sich immer mehr dafür zu interessiren und bald wurde die „Arnold'sche Sache" eine stehende Rubrik unter den Unterhaltungen des Tages. Heute wollte man wissen, daß sich endlich der wahre Erbe gefunden, morgen hieß es wieder, daß die Nachricht falsch sei; bald war der Glückliche ein armer Handwerker, der sich bisher kümmerlich mit seiner Familie ernährte; bald ein junges Mädchen, eine Waise, die plötzlich dadurch zur reichsten Partie und die Sehnsucht aller jungen, noch unverheiratheten Männer wurde. Auch die sogenannten Spaßvögel bemächtigten sich mit der Zeit dieses allgemein ansprechenden Stoffes und vermehrten durch Ausstreuung von allerlei scherzhaften und unwahren Gerüchten die Verwirrung aber auch das Interesse daran. Mit einer Art von

fieberhafter Spannung verfolgte die ganze Hauptstadt den ferneren Gang der Verhandlungen. Bis jetzt hatte noch immer der Fiskus die größte Aussicht auf die Erbschaft, da diese ihm nach Verlauf eines bestimmten Zeitraumes zufallen mußte, wenn sich bis dahin kein wirklicher Anverwandter finden sollte, der zur Familie Arnold gehörte und darüber den unumstößlichen Beweis zu führen vermochte. — Wie gewöhnlich ärgerte man sich, daß der Staat das ganze schöne Vermögen erben sollte und gönnte es jedem Anderen noch weit mehr. Deshalb erregte die Nachricht ein fast freudiges Aufsehn, daß sich neuerdings zwei Bewerber auf ein Mal eingefunden hätten, deren Ansprüche mindestens so weit begründet waren, daß das Gericht sich diesmal veranlaßt sah, genauer darauf einzugehn und vorläufig sich mit Prüfung derselben ernsthaft beschäftigte. — Es wurde zu diesem Behufe eine neue Beweisaufnahme angestellt und in den Zeitungen ein vollständiges Geschlechtsregister der Arnold'schen Familie von männlicher und weiblicher Seite aufgestellt, soweit dasselbe bis jetzt ermittelt war. Nur diejenigen Descendenten, welche einem dieser öffentlich angegebenen Zweige angehörten, sollten, um jeden fernern Anspruch im Voraus zu begegnen, zur Bewerbung um die Erbschaft zugelassen werden. — So weit war die Sache gediehn, als dieselbe mit einem Male eine überraschende Wendung nahm; sämmtliche bisherige Präten=

denten wurden wiederum vom Gericht zurückgewiesen, indem sich der wirkliche und allein berechtigte Erbe endlich gefunden zu haben schien. —

Zweites Capitel.

Draußen in der Vorstadt lebte der Kassenbote Bauer, ein rechtschaffener und ordentlicher Mann, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Er that dies auf die anständigste Weise, obgleich Niemand sagen konnte, wie dies bei seinem geringen Gehalt und den sechs Kindern möglich war.

Er kam aber nicht allein mit der unbedeutenden Summe aus, sondern legte noch jährlich eine Kleinigkeit zurück. Dabei konnte ihm kein Mensch die geringste Unredlichkeit vorwerfen; seine Rechnungen stimmten auf ein Haar und so große Summen auch durch seine Hände gingen, so hatte noch nie ein Heller dran gefehlt. Seit zwanzig Jahren stand er im Dienste der Bank und nie war eine Klage über ihn laut geworden; viele Tausende Thaler kassirte er tagtäglich ein, auf seinen Schultern trug er die schweren Beutel, mit verführerischem Gold gefüllt, hinreichend um einen Menschen für immer reich zu machen; aber er dachte

nicht daran, und es war ihm so gleichgültig, als ob er nur bloße Sandsäcke schleppte.

Der fortwährende Anblick der ungeheuren Summen, welche in der Bank niedergelegt waren, diese Berge von Dukaten und Louisd'oren, die Haufen von Staatspapieren, Pfandbriefen und Bankanweisungen hatten sein Gefühl für den irdischen Mammon vollkommen abgestumpft. Es ging ihm wie den Zuckerbäckern, welche mitten unter lauter Süßigkeiten dieselben verachten und nicht anrühren mögen, zur großen Verwunderung der naschhaften Leute. Den ganzen Tag hatte er es mit dem Gelde zu thun, es zu zählen, zu wiegen und an die Kasse zu tragen; Wechsel einzuziehn und den Betrag abzuliefern. Er kam in alle großen Handlungshäuser als ein fast täglicher Gast und vom Prinzipal bis zum Laufburschen herab kannte dort Jedermann den ehrlichen Kassenboten Bauer.

Zuweilen setzte es für ihn auch ein kleines Viergroschenstück ab, als eine Belohnung für seine pünktliche Besorgung, aber das Alles erklärte noch immer nicht, wie es ihm möglich war, mit seiner zahlreichen Familie auszukommen und sogar noch einige Ersparnisse zu machen. Er hatte den Kindern eine sorgfältige Erziehung geben, Jungen und Mädchen etwas Ordentliches lernen lassen; sie waren auch Alle wohlgerathen; aber woher er die Ausgaben für den in der Hauptstadt keineswegs billigen Unter-

richt genommen, das blieb ein noch unaufgelöstes Räthsel. Er hatte sich jung verheirathet und ein tüchtiges Weib bekommen, das die ganze Wirthschaft zusammenhielt und außerdem noch durch ihre Arbeit Geld erwarb; sie wusch und plättete die feine Wäsche für vornehme Herrschaften und nahm dafür monatlich ein artiges Sümmchen ein. Bei der Arbeit half ihr das achtzehnjährige Hannchen, gewiß das netteste Mädchen in der ganzen Kaiserstraße. Es war eine wahre Freude sie anzusehn, wenn sie beim Waschfaß mit ihren weißen und doch so kräftigen Armen stand und die rothen Wangen doppelt schön vom Fleiße glühten. Wenn die Alte von ihrer Tochter sprach, so ging ihr das Herz auf und sie konnte des Lobens und Preisens kein Ende finden; das geht zwar manchen Eltern so, aber nur wenige haben ein so gutes Recht dazu. Ueberhaupt waren die sämmtlichen sechs Kinder ein wahrer Segen für das Haus, indem sie frühzeitig schon ihr Brod verdienen halfen, die Mädchen nähten, stickten und strickten, die Jungen hatten allerlei Talente, welche sie zu benutzen verstanden; der Aelteste hatte nebenbei das Lackiren gelernt und war für eine große Fabrik beschäftigt, die jüngeren besaßen schöne Stimmen und sangen bei allen musikalischen Aufführungen mit, wofür sie jedesmal zehn Groschen bekamen; der Wilhelm hatte sogar eine Anstellung bei der königlichen Oper als Chorsänger erhalten und bezog schon einen monatlichen

Gehalt von sechs Thalern, worauf er nicht wenig stolz war, abgesehn davon, daß er von Zeit zu Zeit ein Freibillet für seine Eltern und Geschwister erhielt. So erwarben die Kinder schon frühzeitig ihren eigenen Unterhalt; sie waren den Eltern nicht wie anderswo eine Last, sondern eine Stütze und rechte Freude. Darum konnte der Kassenbote Bauer mit Recht auf sie stolz sein und trotz seines eigenen geringen Einkommens, befand er sich in einer verhältnißmäßig glücklichen Lage; er brauchte auch keinen Menschen zu beneiden, weil er so viel hatte, wie er bedurfte und außerdem noch jährlich Etwas erübrigen konnte. —

Draußen auf der Straße war heut ein gar schlimmes Wetter; die Frühlingsstürme brausten und kämpften mit dem Winter, der sich zum Abzug rüstete, aber noch immer nicht weichen wollte. Der Wind pfiff durch die langen Schornsteine und rüttelte und schüttelte an den Thüren und Fenstern, wahrscheinlich um zu sehn, ob sie auch festsäßen. Von den Dächern warf der Unart die losen Ziegel und das Fachwerk herab und man konnte ihn ordentlich schadenfroh lachen hören; dann trieb er wieder die Wolken vor sich her, daß der griesgrämliche Mond die Schlafmütze sich über die Ohren zog, aus Furcht sich zu erkälten. Weiche Schneeflocken mit Regen vermischt warf der Wind den Leuten neckend in's Gesicht und wenn sie sich fester in ihre Mäntel und Kleider hüllten, suchte er diese ihnen zu ent-

reißen. An einem solchen Märzabend ist es am schönsten zu Hause, wenn das Feuer im Ofen prasselt und singt, die Grille hinter dem Heerde ihr Liedchen anstimmt und Alles näher aneinander rückt. Die Mutter besserte die Wäsche aus, Hannchen strickte an einem warmen Wollenshawl, der für den Vater bestimmt war, die übrigen Kinder saßen bei der Arbeit und erwarteten die Ankunft des Kassenboten, der heute länger ausblieb als gewöhnlich. Frau Bauer war schon mehrere Male aufgestanden, um nach ihm durch das Fenster zu sehn, aber draußen war es stockfinster geworden, nur die Gaslaternen leuchteten wie blutrothe Nasen durch die dunkle Nacht.

„Ich begreife nicht, wo der Alte bleibt," murmelte sie still für sich, um ihre Besorgnisse nicht laut werden zu lassen. „Er wird doch nicht in die Bierstube gegangen sein und dort wieder Solo spielen?"

Sie wußte, daß er zuweilen gern ein Spielchen machte, aber dies pflegte gewöhnlich erst nach dem Abendbrode zu geschehn und auch dann kam er immer schon vor zehn Uhr nach Hause, wie es sich für einen ordentlichen Bürger und Hausvater ziemt, der den Seinigen als gutes Beispiel dienen soll. In Gedanken bereitete sich Frau Bauer auf die zu haltende Gardinenpredigt vor; sie hatte den Mund auf dem rechten Fleck und an Worten fehlte es ihr nicht bei ähnlichen Gelegenheiten. — Die Glocke vom Stephans-

thurm schlug acht Uhr und um sieben wurde pünktlich sonst die Bank geschlossen; es mußte deshalb etwas Wichtiges dem Kassenboten begegnet sein, sonst wäre er schon längst zu Hause gewesen, obgleich er eine gute halbe Stunde bis nach seiner Wohnung zu laufen hatte.

„Das Abendbrod verdirbt und der Vater kommt noch immer nicht," klagte die Frau. „Es wird ihm doch nichts passirt sein?"

„Gewiß hat er wieder eine Besorgung für den Buchhalter," entgegnete die Tochter, von ihrer Arbeit aufblickend. „Vater ist immer zu gut und gefällig, darum schicken ihn die Bankleute, wohin es ihnen beliebt und noch dazu in einem solchen Wetter."

„Das ist wahr; er sollte es sich nicht gefallen lassen; er wird ohnehin den ganzen Tag herumgehetzt, daß er kaum mehr seine Beine schleppen kann. Wenn die Bank geschlossen ist, sollten sie ihm doch Ruhe gönnen, aber dann heißt es: Lieber Bauer besorgt mir das, besorgt mir dies und das gute Schaf thut was man ihm heißt und lauft und rennt, bis er vor Müdigkeit nicht mehr weiter kann. Er hat ein gar zu schweres Brod und täglich bitte ich zum lieben Gott um einen ordentlichen Gewinnst in der Lotterie, damit er sich zur Ruhe setzen und auf seine alten Tage pflegen kann."

„Spielst Du denn ein Loos?“ fragte Hannchen verwundert.

„Noch nicht, aber wenn Du nicht plaudern willst, werd' ich Dir was anvertrauen. Ich habe schon drei Thaler zurückgelegt und wenn die nächste Ziehung kommt, läßt mir die Frau Korbmacherin ein Sechszehntel ab, ihr ist ein Viertel allein zu viel. Ich habe schon berechnet, wie viel auf unser Theil kommt, wenn wir das große Loos gewinnen. Denke nur, es macht fast zehntausend Thaler; damit kann man schon 'was anfangen.“

„Freilich! Das wäre eine schöne Sache,“ bemerkte das holde Hannchen mit einem halb unterdrückten Seufzer.

Der Seufzer galt einem Abwesenden und zwar einem jungen Manne von ungefähr vier und zwanzig Jahren mit einem dunklen Lockenkopfe, einem schwarzen Schnurbart und treuen braunen Augen, der die Ehre hatte, ein weitläufiger Anverwandter der Familie Bauer zu sein. Hannchen war so gut wie versprochen mit dem Vetter, welcher den Namen Gustav Rath führte, aber an Hochzeit war noch lange nicht zu denken und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil Beide nichts hatten und man bei aller Liebe doch nicht von der Luft leben kann. Zwar hatte der Geliebte das Handwerk eines Sattlers erlernt; auch galt er für einen tüchtigen Gesellen, aber zum Meisterwerden da gehört Geld und besonders in einer großen Stadt, wo die Wohnungen, das

Bürgerrecht, das ganze Leben, kurz Alles so theuer ist. Mit ein Paar hundert Thalern wäre den jungen Leuten geholfen gewesen, aber woher die nehmen? — Heut zu Tage geschehen keine Wunder mehr, die wohlthätigen Feeen, in deren Schutz sonst die Liebenden standen, sind verschwunden; großmüthige Fürsten, welche Abends, wie Harun-al-Raschid, verkleidet durch die Straßen ziehn und das Geld an brave Leute mit vollen Händen ausstreuen, giebt es auch nicht mehr, seitdem die Kammern die Civilliste so beschnitten haben. Höchstens ist noch die Lotterie eine Zuflucht für die Armen, aber um ein Loos zu nehmen, muß man doch auch Geld haben. Das leidige Geld! man kann es gar nicht mehr entbehren und alle Poesie des Lebens wird an dem Mangel desselben zu Schanden. — Das war auch der Grund, warum das liebe Hannchen im Stillen seufzte, während sie daran dachte, wie lange sie noch bis zu ihrer Hochzeit warten müsse. Aber die Trauer hielt nicht allzulange an, denn sie war von Natur ein frisches, fröhliches Gemüth und gewöhnlich so lustig wie der Fink im grünen Baume. — Die Mutter spann indeß den einmal angeregten Gedanken von der Lotterie immer weiter aus, wie einen schönen Traum, von dem man sich nicht losreißen kann, obgleich man weiß, daß er entweder schwer oder gar nicht in Erfüllung gehn wird, das thut jedoch nichts; denn die bloße Beschäftigung damit ist schon so angenehm und gewährt

Einem ein großes und billiges Vergnügen. Die Phantasie ist noch immer die wohlthätige Fee, welche in Hütten verkehrt und ihr Füllhorn ausschüttet; sie bekleidet die nackten Wände mit glänzenden Bildern, verwandelt die schmutzigen Dielen in prachtvolle Teppiche; der hölzerne Stuhl wird unter ihrer Berührung ein schwellender Divan und das trockene Brod ein herrlicher Braten. Mit ihrer Hülfe malte sich auch Frau Bauer die Zukunft aus und trotzdem sie über die Gegenwart grade nicht zu klagen hatte, wünschte sie doch in manchen Beziehungen eine Verbesserung. Ihrem Manne gönnte sie mehr Ruhe; Hannchen hätte sie gern verheirathet und auch das Loos der übrigen Kinder gesichert gesehn. Das waren gewiß verzeihliche und wahrhaft mütterliche Wünsche, aber dabei blieb es nicht allein, denn nur wenig Menschen wissen sich zu beschränken und verlangen vom Himmel, wenn sie einmal in's Fordern kommen, immer mehr und mehr, weil sie wohl im Stillen denken mögen, abgehandelt wird doch und man muß vorschlagen, um den gesetzten Preis zu bekommen. Die gute Frau Bauer hatte allen Grund zufrieden zu sein und war es auch bisher gewesen; aber es bedurfte nur der leisesten äußeren Anregung, um eine ganze Legion von Wunschteufeln in ihrem Herzen aufzujagen, wo sie still und verborgen geschlummert hatten. Sie spielte noch nicht einmal in der Lotterie, sondern ging nur mit der Absicht um und schon

kam ihr, mit der Aussicht auf den möglichen Gewinn, ihre bisherige zwar beschränkte aber trauliche Wohnung viel zu eng und klein vor, der ganze Hausrath erschien ihr ärmlich und nicht ausreichend. Was schaffte sie nicht Alles in Gedanken für die zehntausend Thaler an, auf welche sie nicht einmal die entfernteste Hoffnung hatte? — Einen schönen langen Rock für den Kassenboten, für sich selber ein neues Kleid, womit man sich an Sonn- und Feiertagen in der Kirche zeigen konnte; für die Mädchen Mäntel und Hüte, für die Knaben Jacken und Mützen. Unmöglich durfte man dann in der bisherigen Wohnung bleiben, wo man sich kaum rühren konnte und dann mußten doch auch neue Möbel gekauft werden; die alten waren längst wurmstichig, das Sopha wacklig und so hart, daß man sich Schwielen darauf lag; die Stühle gingen aus dem Leim, dem Tische fielen die Beine aus und der Schemel hatte in der Mitte einen großen Sprung bekommen. Fort zum Trödler mit dem alten Plunder! Am liebsten hätte sie ein eigenes Häuschen gehabt, mit einem kleinen, bescheidenen Gärtchen; sie wußte ein solches Grundstück ganz in der Nähe, das der Eigenthümer gern zu einem mäßigen Preise verkaufen wollte; sie handelte und feilschte bereits mit ihm und war so vertieft in ihrem Geschäft, daß sie darüber das ungewohnte Ausbleiben des Mannes und ihre Angst vergaß. Eben that sie ein letztes Gebot und der Verkäufer schlug ein, sie war

Hauseigenthümerin geworden; als die Thür sich öffnete und der längst erwartete Gatte vor ihr stand. Sie hatte ihn über den Kauf nicht kommen gehört, so sehr war sie davon in Anspruch genommen worden. Jetzt mußte sie sich ordentlich besinnen und zusammennehmen, um zu wissen, wo sie war. Sie befand sich noch immer in der kleinen, engen Stube mit dem gelben Anstrich und dem blauen Ofen, der eine ganz angenehme Wärme verbreitete. In der Mitte stand der wackelnde Tisch und ringsherum saßen die Kinder bei ihrer Arbeit, oder sie saßen vielmehr nicht, denn sie waren aufgesprungen nnd umringten jetzt den Vater. Hannchen war bemüht, ihm den nassen Rock vom Leib zu ziehn, der die deutlichen Spuren seiner wässrigen Existenz auf dem Boden zurückließ, zwei Mädchen schleppten den bequemen Schlafrock herbei; die Jungen Pantoffeln und Pfeife sammt Tabakskasten. Kein Sultan, Papst oder Fürst konnte besser bedient sein als der arme Kassenbote und was für Diener hatte er? Da war zuerst die Garderobemeisterin Johanna, auch Hannchen genannt, schön wie eine Houri, oder wie eine blühende Rosenknospe mit ihren blonden Flechten um die weiße Stirn, mit den frischen Wangen, den kleinen Grübchen darin, dem feinen, kecken Näschen und den ein wenig aufgeworfenen, schwellenden Lippen, welche süß und roth wie Kleeblüthe aussahen; ferner zwei Zofen, welche ihrer Schwester wie Miniaturbilder

glichen, nur mit dem Unterschiede, daß die ältere Marie dunkle Haare und blaue Augen, die jüngere Auguste helle Locken und dunkle Augen hatte. Beide waren gar lieblich anzuschauen, wie sie jetzt einhersprangen und Alles thaten, was sie dem Vater absehn konnten. Dann kamen die drei Pagen, wirklich lustige Pagen, schlank gewachsen und voll Muthwillen, wenn sie sich nicht beobachtet sahen, sonst aber gutmüthig und voll Respekt, muntere Burschen, denen der Uebermuth aus den dunkeln, feurigen Augen blitzte. Das war die Dienerschaft des Kassenboten, um die ihn selbst ein Fürst beneiden konnte und die ihm keinen Heller kostete, sondern im Gegentheil noch Geld einbrachte. Die Kinder waren aufgewachsen in der Furcht des Herrn und in guter elterlicher Zucht. Auf einen Schlag oder einen Katzenkopf kam es bei der Erziehung nicht an, denn sowohl Meister Bauer wie seine Frau richteten sich in dieser Beziehung weit mehr nach den Sprüchen Salomon's, als nach den neuesten pädagogischen Theorien, welche die Kinder wie ungeschälte Eier zu behandeln rathen. Der Kassenbote hatte von seinem seligen Vater manchen Hieb bekommen, den er jetzt seinen Jungen mit Zinsen wiedergab. Das war seine Logik: hat es mir nichts geschadet, so wird es den Kindern auch nichts schaden und wenn der Baum grade wachsen soll, so muß er mit dem Stock groß gezogen werden; trotzdem liebte er die

Seinigen gewiß von ganzem Herzen und wurde auch von ihnen wiedergeliebt.

Jetzt saß er recht behaglich im Schooße der Familie, sich ausruhend und die steifen, durchnäßten Glieder am Ofen wärmend. Zuvor aber mußte er Rechenschaft ablegen, wo er so lange geblieben, warum er nicht zur rechten Zeit gekommen. Es war, wie Hannchen vermuthet hatte, der Buchhalter hatte ihn noch einen Gang geschickt, um eine Besorgung auszurichten.

„Du hättest nicht gehen sollen, noch dazu bei dem Wetter," meinte die Frau.

„Das geht nicht, der Herr Buchhalter ist doch gewissermaßen mein Vorgesetzter, dem ich gehorchen muß."

„Freilich, aber nur in allen Dingen, die zur Bank gehören und zu denen Du durch Dein Amt verpflichtet bist. Was kümmern Dich seine Geschichten?"

„Na, ich bin von dem Gange auch nicht gestorben und ein Trinkgeld hat es obendrein gesetzt, zehn Groschen, das kann man sich schon gefallen lassen."

„Ich wollte, Du brauchtest nicht mehr Deine Beine zu strapaziren und könntest Dich auf Deine alten Tage ausruhen."

„Ja, wenn kleine Steinchen Geld wären. Ich danke Gott, daß ich mein Brod habe und so lange ich kann, will ich auch arbeiten."

„Wer weiß, vielleicht schickt uns Gott einmal unvermuthet ein Paar tausend Thälerchen, dann kannst Du Dich pflegen.“

„Wie Du nur so redest. Sollte man nicht denken, daß Du auf eine reiche Erbschaft hoffst? Wir haben keinen Vetter in Amerika; die kommen nur noch in den närrischen Geschichtsbüchern vor.“

„Wer weiß, was geschieht,“ entgegnete sie mit einem bezüglichen Lächeln. „Es braucht darum keine Erbschaft zu sein.“

Mehr zu sagen hütete sich aber Frau Bauer, weil sie ihrem Manne nicht ganz traute; er war sehr ökonomisch und sparsam; wahrscheinlich hätte er es nicht gelitten, daß sie in die Lotterie setzte. Sie wollte ihn mit den zehntausend Thalern, welche sie ganz gewiß zu gewinnen hoffte, lieber überraschen. Deshalb ließ sie auch jetzt das Gespräch fallen und machte sich mit dem Abendbrod zu thun. Der Kassenbote wandte sich an die Kinder, die bei der Arbeit saßen und still zuhörten. Es war heute Sonnabend und da pflegte er die Einnahmen der Woche regelmäßig nachzurechnen. Jedes Kind mußte dann das Geld abliefern, was es im Laufe der Woche verdient hatte. Es kam da ein ganz artiges Sümmchen zusammen. Der Aelteste hatte als Lackirer einen Thaler und funfzehn Silbergroschen erarbeitet und die beiden Sänger zusammen

fast zwei Thaler ersungen; auch die Mädchen kamen nicht mit leeren Händen. Das Geld wurde, wie gewöhnlich, vor den Augen der Kinder in zwei gleiche Theile getheilt, von denen der eine für die Haushältung verwendet wurde, während der andere in die Sparkasse wanderte, um für die Zukunft als Nothgroschen den Seinigen zu dienen. Auf diese Weise war es Bauer möglich, mit seinem geringen Gehalt eine zahlreiche Familie zu ernähren und sogar noch jedes Jahr einige Ersparnisse zu machen. Für Leute seines Schlages sind Kinder ein wahrer Segen, weil sie mit arbeiten und mit erwerben helfen. Die Kleinen waren auch ganz stolz auf ihre Thätigkeit und ihr Selbstbewußtsein wurde nicht wenig durch diese weise Einrichtung gehoben. — Der Kassenbote hatte allen Grund, mit seinem Schicksale zufrieden zu sein, wenn er so auf die fleißigen Buben und Mädchen blickte, mit denen ihn Gott gesegnet hatte. Er fühlte sich auch recht glücklich und besonders in diesem Augenblick, wo er im Schlafrock und Pantoffeln mitten unter ihnen am warmen Ofen saß, während draußen die Frühlingsstürme wütheten. Unterdeß war das Abendbrod fertig geworden, Hannchen breitete eine zwar grobe, aber blühend weiße Decke über den Tisch, auf welche sie die Schüssel mit Kartoffeln stellte, das gewöhnliche Leibgericht an Wochentagen, das höchstens mit einer Mehlsuppe abwechselte. Bevor sich aber der Vater niedersetzte,

holte er ein bisher sorgfältig verborgenes Päckchen herbei, das er in der Tasche des durchnäßten Rockes mitgebracht hatte. Lächelnd entfernte er das zum Umschlag dienende Zeitungsblatt; er freute sich im Voraus auf die Ueberraschung, welche er den Seinigen als Entschädigung für das lange Ausbleiben bereiten wollte. Ein Stück Schinken kam zum Vorschein, zart röthlich mit weißem Fett durchzogen, daß den Kindern das Wasser im Munde ordentlich bei dem Anblick zusammenlief und die Augen lüstern zu glänzen anfingen.

„Das hab' ich Euch mitgebracht," sagte der Kassenbote.

„Schinken! Schinken!" jubelten die Jungen und Mädchen.

„Aber Vater, was fällt Dir ein?" fragte die Alte. „Du wirst auf Deine alten Tage gar noch ein Verschwender."

„Es ist heute Sonnabend, die Kinder haben diese Woche tüchtig gearbeitet, da wollte ich ihnen auch eine Freude machen. Die zehn Silbergroschen vom Buchhalter mußten einmal springen."

„Nun, mir kann es recht sein," meinte Frau Bauer, die den Ihrigen gern zuweilen eine kleine Freude gönnte. „Aber was ist denn das noch? Ich glaube gar eine Citrone."

„Nun ja, eine Citrone und ein Fläschchen Rum. Du sollst uns einen Punsch machen."

„Ich glaube wirklich, daß es bei Dir im Kopfe nicht ganz richtig ist?“

„Wie ich beim Kaufmann an der Ecke vorüberkam, dachte ich, daß ein Gläschen Warmes bei dem Wetter nichts schaden würde. Ich hatte noch fünf Groschen übrig.“

„Und die haben Dich gedrückt.“

„Für einen Groschen eine Citrone, für drei Groschen Rum; Zucker haben wir im Hause; das giebt einen ausgezeichneten Punsch. Nicht wahr, Alte, Du trinkst auch zuweilen gern ein Gläschen?“

„Du hast einmal heute die Spendirhosen angezogen,“ schmunzelte sie freundlich, indem sie Hannchen befahl, in einem Topf Wasser auf dem Herd zu wärmen und aus dem Speiseschrank den sorgfältig verschlossenen Zucker herbeizuholen. Diese ernsthaften Anstalten zu einem „Punsch“ versetzten die kleine Gesellschaft in die lebhafteste Aufregung; der bloße Gedanke an das seltene Getränk berauschte schon die Kinder, sie sprangen von ihren Stühlen auf und äußerten ihre Freude in ziemlich lautem Jubel, bis der Vater mit seiner Stentorstimme dazwischen fuhr.

„Ruhig! und wer sich vom Platze rührt, bekommt nichts,“ rief er im drohend väterlichen Tone.

Das wirkte besser wie jedes andere Mittel; es wurde so still, daß man fast ein Mäuschen pfeifen hören konnte. Keines wagte mehr zu reden, geschweige gar zu schreien

und mit schalkhaftem Ernst blickten Alle vor sich nieder auf die irdenen Teller, voll Erwartung des kommenden Genusses. Nur zuweilen wendete sich ein blonder oder brauner Lockenkopf und schielte nach der Küchenthür, wo der Zaubertrank geheimnißvoll von der Mutter und Hannchen bereitet wurde. Der Kassenbote benutzte die Stille, um einen Blick in das Zeitungsblatt zu thun, in welches der Schinken gewickelt war. Er hatte sonst keine Zeit zum Lesen, höchstens am Sonntag vor und nach der Kirche, wo er den kleinen „Beobachter" auf Löschpapier gedruckt und die darin enthaltenen Mordgeschichten mit besonderer Aufmerksamkeit studirte. Große Zeitungen, wie die, welche er jetzt in die Hand nahm, kamen nur selten in's Haus und dann meist durch Vermittlung des Käsekrämers oder des Wurstmachers, wo sie als die geistige Hülle eines materielleren Inhalts dienten. Aber auch in dieser Gestalt waren sie ihm stets willkommen und er stieß sich weder an die Fettflecken, noch auch daran, wenn das betreffende Blatt von älterem Datum war; für ihn war die Politik immer neu, denn er konnte sich nicht viel um das kümmern, was in Frankreich oder gar in China geschah. Aber wenn so eine Zeitung einmal zufällig, so wie heute, in seine Hände kam, fiel er mit einem wahren Heißhunger darüber her, um seine Kenntnisse unentgeltlich zu bereichern. Kein Buchstabe wurde ausgelassen und Zeile für Zeile sorg-

fältig mit der größten Gewissenhaftigkeit gelesen. Es war gleichsam eine Schadloshaltung für die lange Entbehrung, mit dem Wunsche verbunden, doch auch Etwas von der Welt da draußen zu erfahren und sich die nöthige Wissenschaft zu verschaffen. Für viele Leute aus dem Volke ist der Krämer zugleich auch der Bibliothekar, welcher durch fliegende Blätter den Keim der Bildung ausstreut, wie gewisse Insekten und Vögel den befruchtenden Samen verbreiten helfen. Solch ein Weisheitskorn war für den Kassenboten jetzt das Zeitungsblatt, in welches er sich dermaßen vertiefte, daß er fast auch seinen Punsch vergaß. Während er las, wurde das kleine Stübchen immer größer, die Wände öffneten sich und herein drang die bunte, fremde Welt. Könige und Kaiser im glänzenden Staate, fremde Völker in bunter Tracht, riesige Schiffe auf dem hohen Meer, mit Stürmen und Wellen kämpfend, brausende Eisenbahnzüge, von irgend einem schrecklichen Unfall betroffen, Staunen erregende Erfindungen, Schauspieler, Tänzerinnen, Selbstmörder und Verbrecher aller Art wirbelten, in schwarze Lettern verwandelt, vor seinen Augen und schlangen um den Leser ihren Zauberkreis. Es war eine magische Gewalt, die ihn festhielt und nur ungern legte er das Blatt aus seinen Händen, weil Hannchen jetzt den dampfenden Punsch brachte. Sorgfältig faltete er die Zeitung zusammen und legte sie bei Seite, um ungestört

am Sonntag weiter zu lesen. Jetzt wäre es doch nicht möglich gewesen, denn die Jungen und Mädchen waren nicht mehr zu bändigen. Der bloße Geruch des ungewohnten Getränkes versetzte sie in einen vollständigen Aufruhr und als die Mutter die kleinen Gläser ihnen voll goß, da war kein Halten mehr. Das kleine Völkchen gerieth ganz außer Stand und Band, sie stießen mit den Gläsern zusammen, sie jubelten und jauchzten. Von der allgemeinen Lust wurden auch die Alten angesteckt; der Kassenbote und seine Frau sahen ordentlich verjüngt aus, ihre Wangen wurden roth vom Punsch und noch weit mehr von der Freude über die gesunden, fröhlichen und wohlgerathenen Kinder. — Das war ein schöner, prächtiger Familienabend; die Glocke schlug bereits elf Uhr, als die Mutter zum Schlafengehen die Kinder wiederholt ermahnte. Arm in Arm zogen sie davon, lachend und scherzend; der Kassenbote sah ihnen mit zufriedenen Blicken nach.

„Es sind gute Kinder," sagte er, seiner Alten wie zum Dank die Hand reichend.

„Ich möchte auch mit keinem Könige tauschen," fügte sie hinzu. „Gottlob! wir haben alle Ursache zufrieden zu sein."

„Das bin ich auch," bekräftigte er. „Ich wünsche es mir niemals besser. Aber es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen."

„Morgen kannst Du Dich einmal ordentlich ausruhen. Es ist ja Sonntag; da kommt es nicht darauf an, ob wir eine Stunde früher oder später aufstehen. Komm, Väterchen!“

Hannchen blieb noch zurück; sie räumte das Abendbrod, Teller und Gläser fort, auch das Zeitungsblatt steckte sie hinter den Spiegel, wo der Vater seine Papiere zu verwahren gewohnt war, damit er es am andern Morgen gleich finden sollte. Nebenbei dachte sie an den geliebten Gustav, an ihren Sattler, und freute sich auf den Sonntag, wo er gewöhnlich zu kommen und sie zu einem Spaziergang abzuholen pflegte. Das hielt sie aber nicht ab, recht müde zu sein und sich nach der Ruhe des Bettes zu sehnen, denn wenn man den ganzen Tag tüchtig gearbeitet hat, so ist der Schlaf Einem doppelt willkommen. Sie nahm die Lampe, um in die Kammer zu gehen, wo ihr Bett stand. In der vor Kurzem noch so lauten Stube war es jetzt mäuschenstill und dunkel, nur der Mond schien durch die Fenster und beleuchtete mit seinem sanften Licht die ruhenden Schläfer, die runden Kindergesichter und die glücklichen Alten.

Drittes Capitel.

Auf die stürmische Nacht war ein schöner Morgen gefolgt, ein wahres Sonntagswetter, welches den nahenden Frühling mit allen seinen Schönheiten bereits ahnen ließ. Die goldene Sonne leuchtete hell und freundlich, am blauen Himmel hatte der Wind mit seinem gewaltigen Besen alle dunklen Schnee- und Regenwolken weggefegt; nur die nassen Pflastersteine erinnerten noch an den gestrigen Aufruhr der Natur, aber auch sie begannen zu trocknen und gegen Mittag sahen die Straßen so rein, als wären sie eben erst für den Sonntag gefegt worden. Im März und April kommt Einem die Natur oft wie eine gute Hausfrau vor, welche einen vornehmen Gast erwartet, oder ein Fest geben will, sie räumt deshalb das ganze Wintergerumpel auf, wäscht und scheuert so manchen lieben Tag, bis der ganze Unrath, der schmutzige Schnee, die Eisstücke geschmolzen sind. Dabei geht es freilich etwas drüber und drunter her; auch macht sie oft ein bitterböses Gesicht, grade wie die Frauen, wenn sie große Wäsche haben. Dafür lächelt sie aber auch dazwischen, wenn ein Stück Arbeit beendet ist, und ihr ganzes himmlisches Gesicht strahlt vor Freude und Wonne, wenn sie an ihren lieben Besuch, den Junker Frühling denkt, der sich vorläufig noch

jenseits der Alpen herumtreibt und nur von Zeit zu Zeit seine Boten, den rothgestiefelten Herrn Storch als Courier, oder die große Touristin, Fräulein Schwalbe, abschickt, um seine nahe Ankunft zu verkünden. Solch ein holdes Frauenlächeln schwebte an diesem Sonntage über Himmel und Erde, doppelt freundlich nach der wilden, stürmischen Schauernacht. Der Kassenbote hatte die ganze Nacht von seinen Kindern und die Frau von ihrem noch nicht aufgegebenen Lotteriegewinnst geträumt; jetzt erwachten Beide und hatten ihre rechte Freude an dem schönen Tag, der so hell durch das Fenster in die Schlafstube schaute.

„Es muß schon spät sein," rief er fast erschrocken über das hereinbrechende Licht und sich schlaftrunken noch die Augen reibend. „Ich habe gewiß die Uhr verschlafen."

„Was redest Du für dummes Zeug," sagte sie. „Es ist ja heute Sonntag und Du hast keinen Dienst."

„Richtig, es ist Sonntag," antwortete er mit einem glücklichen Gesicht. „Es ist Sonntag."

Er zog den bereits herausgestreckten Fuß wieder zurück, in dem beruhigenden Gefühl, daß er nichts zu versäumen habe. Der Gedanke versetzte ihn in die heiterste Festtagsstimmung; er kam sich wie ein Freiherr vor, der thun und lassen konnte, was er wollte. So ein Rentier oder Geldmann, der von seinen Zinsen lebt und alle Tage Sonntag hat, kann sich eigentlich von dieser seligen und

beneidenswerthen Empfindung eines geplagten Kassenboten gar keine Vorstellung machen; dafür kennt er auch die unaussprechliche Wonne nicht, mit der heute der alte Bauer endlich langsam, äußerst langsam sein Bett verließ und sich noch langsamer anzog, immer dazwischen mit der Gattin redend, der er die Begebenheiten der ganzen Woche erzählte, für die er bis jetzt gar keine Zeit noch hatte. Mit welcher Behaglichkeit nahm er nicht sein Rasirzeug hervor, um sich den Wochentagsbart abzunehmen. Bedächtig wurde das Messer auf dem ledernen Streichriemen gewetzt und eben so bedächtig die Seife zu Schaum geschlagen. Dann stellte er sich vor den Spiegel, vorsichtig eine Stelle nach der andern abkratzend, bis ihm sein Gesicht untadlig rein und glatt, förmlich verjüngt aus dem Glase entgegenschaute. Unterdeß hatte die Alte die Morgenhaube aufgesetzt und war in die Küche gegangen, um nach dem Frühstück zu sehen; sie fand bereits Hannchen mit der Bereitung desselben beschäftigt. Das junge Mädchen schaute träumerisch in die Gluth des Feuers und dachte an den Sonntag und wie schön es sei, daß der Sattler nicht zu arbeiten brauche und den Nachmittag sie abholen werde zu einem Gange durch die Stadt, oder gar in's Theater, das sie leidenschaftlich liebte, aber aus naheliegenden Gründen nur selten besuchen durfte. Auch die Kinder waren bereits wach und freuten sich, weil sie nicht in die Schule zu gehen

brauchten und keine Arbeit zu machen hatten, sondern tüchtig herumlaufen und die versessenen Glieder ordentlich strecken konnten. So war der Sonntag, der liebe Sonntag Allen ein willkommener Gast, für Jung und Alt ein wahrer Erlöser aus dem Joche der Werkeltagsbeschäftigung, ein Freudenbringer und Segenspender in des Wortes schönster Bedeutung. Er nahm den Müden die Last von den Schultern, dem Schüler die Schreibfeder und das Buch aus den Händen, der armen Nätherin die fleißige Nadel; zu den Gebückten sagte er, steht auf, zu den Beladenen, richtet euch empor und selbst den Aermsten faßte er bei der Hand und führte ihn zur Kirche, wo er die Worte des Trostes und des Heils anhörte. Er heißt nicht umsonst der Ruhetag des Herrn, denn er gehört Gott an, dem Gott, der nicht will, daß der Mensch fortwährend ein Sklave der Arbeit sei, der sich freut, wenn sich seine Kreaturen freuen und wenn sie aufsehen von dem Treiben der Erde, von der schmutzigen Werkstätte des täglichen Bedürfnisses zu dem lichten Himmel und der reineren Aetherhöhe. Auch die große Stadt hat ihren Sonntag und ergötzt sich daran; dann schweigt besonders am Morgen das laute Getümmel und der geschäftige Lärm; die Straßen und Häuser sehen ordentlich andächtig und fröhlich drein mit ihren hell geputzten Fensterscheiben und frisch gewaschenen Treppen. Aus den Küchen dringt ein angenehmer Bratengeruch,

Dienstmägde tragen wohl auch goldbraune Kuchen über die Straße, den sie vom Nachbar Bäcker holen; schön angezogene Kinder stehen vor den Thüren und wagen sich nicht recht zu spielen, weil sie die reinen Kleider zu beschmutzen fürchten. Die Kirchenglocken läuten und statt des lauten Straßenlärms tönt jetzt wundersamer Weise der feierliche Orgelklang, die Gläubigen zum Gebete ladend. Die Leute auf der Straße sehen weit freundlicher aus, denn sie haben die Woche mit ihrer Plage und Arbeit vergessen und denken nur noch an den Sonntag mit seiner Ruhe und der Lust, von der sie wieder acht Tage zehren werden. — In solch behaglicher Stimmung griff der Kassenbote nach dem Zeitungsblatte hinter dem Spiegel, um seine gestern abgebrochenen Studien der Welthändel wieder aufzunehmen und die Zeit zwischen dem Aufstehen und dem Frühstück zweckmäßig auszufüllen. Gewissenhaft arbeitete er das Inland und Ausland durch; er erfuhr, wie viele verdienstvolle Männer mit Orden geschmückt, welche Gesandten, Minister und vornehme Herren angekommen und abgereist, daß eine neue Steuer im Anzug sei und die Kammern ihren Abschied erhalten; er sah in Paris neue Straßen entstehen und alte Freiheiten fallen, in England eine Expedition ausrüsten, um barbarische Völker mit den Segnungen der Civilisation bekannt zu machen; er las von dem Meerestelegraphen und von der strengen Sonntags-

feier, von den Klopfgeistern und den gepriesenen Fortschritten der Wissenschaft. So rückte er allmälig weiter zu den Börsenkoursen und Theateranzeigen, zu den Auktionen und billigem Ausverkauf, bis er zu den gerichtlichen Vorladungen gelangte. In seiner Lesewuth wurden auch diese durchgearbeitet, eine nach der andern, der Steckbrief hinter dem entsprungenen Sträfling, sowie der nothwendige Hausverkauf, immer mit derselben Gewissenhaftigkeit. Nur noch wenige Zeilen und er hatte das ganze Blatt vom Anfang bis zum Ende, von der Politik bis zur Annonce des Käsekrämers verschlungen und dadurch seinen Wissensdurst befriedigt. Plötzlich aber wurde seine bisher behaglich nachlässige Haltung eine andere, seine Bewegungen verriethen mit einem Male eine tiefe Erschütterung, die höchste Spannung; die Augen bohrten sich in die Zeitung ein und wurden immer größer und größer, als drohten sie aus ihren Höhlen herauszutreten; die Hände zitterten und ließen das Blatt fallen, der Kopf wurde ihm schwer, Alles drehte sich im Kreise und er mußte sich besinnen, wo er war. Es konnte aber keine unangenehme Nachricht sein, welche er so eben erst aus dem Journal geschöpft hatte, denn er sprang mit glänzenden Blicken auf, um seine Frau zu rufen.

„Was giebt es denn?“ fragte diese, noch ganz roth von der Hitze in der Küche.

„Mutter!“ rief er ihr keuchend zu. „Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht! hier steht's in der Zeitung.“

„Ist das große Loos schon draußen?“ forschte sie ganz erschrocken nach, förmlich bestürzt, weil sie noch nicht in die Lotterie gesetzt hatte.

„Was geht mich das große Loos an?“

„Nun, was ist denn vorgefallen?“

„Nichts ist vorgefallen, aber wir sind mit den verstorbenen Arnold's verwandt. Meine Mutter ist eine geborne Leitgebel und ihre Mutter eine Arnold.“

„Das wissen wir schon lange. Es muß bei Dir nicht richtig im Kopfe sein, daß Du solche alte Geschichten mir da vorerzählst. Was kümmert das mich?“

„Was es Dich kümmert! Da komm' her und sieh' was in der Zeitung steht. Die unbekannten Erben und Anverwandten der Familie Arnold werden hier zum letzten Male aufgefordert vom Gericht, sich zu melden und ihre Ansprüche geltend zu machen.“

„Und was geht das uns an?“

„Herrgott! Ob es uns angeht. Ein großes Vermögen, viele Tausende können wir bekommen, wenn wir uns melden.“

Diese Nachricht verfehlte ihre Wirkung nicht, die gute Alte erschrak so heftig, daß sie an allen Gliedern zitterte, sie mußte sich niedersetzen, denn ihre Füße wollten sie

nicht tragen, sie vermochte längere Zeit auch nicht ein Wort vorzubringen.

„Ist es denn auch wahr?“ stammelte sie endlich. „Ist es auch wirklich wahr? Vielleicht hast Du nur falsch gelesen.“

„Hier steht es schwarz auf weiß gedruckt. Das Gericht wird doch nicht lügen.“

„Und die Arnold's haben ein so großes Vermögen hinterlassen? Davon hast Du mir ja früher kein Wort gesagt.“

„Ich hab' ja auch von der ganzen Geschichte nichts gewußt. So viel steht fest, daß meine Großmutter eine geborne Arnold war.“

„Eine Schwester von dem Hofmedicus?“

„Das muß sich erst finden. Ich war noch zu jung, wie sie gestorben ist, aber meine Schwester wird es wissen; die hat sie noch gekannt. Ich will sogleich zu ihr gehen.“

„Du vergißt, daß wir mit dem Schwager schon seit Jahr und Tag böse sind.“

„Das thut nichts; bei einer solchen Gelegenheit vergißt man das Vergangene. Wo ist mein Stock und der Hut?“

„So warte doch wenigstens erst, bis Du gefrühstückt hast. Du wirst doch nicht nüchtern fortlaufen wollen.“

Sie konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten, bis das

Frühstück auf dem Tische stand. Hastig goß er den heißen Kaffee hinunter, daß er sich fast damit die Lippen verbrannte. Dahin war die schöne Sonntagsstimmung und die Kinder schauten verwundert auf das veränderte Benehmen des Vaters, da sie natürlich keine Ahnung von dem hatten, was vorgefallen war. Sonst pflegte er gleich am Morgen mit ihnen in die Kirche zu gehn und die Predigt anzuhören.

„Gehen wir denn nicht in die Kirche?“ fragte der Jüngste.

„Die Mutter wird Euch begleiten,“ antwortete der Kassenbote fast ärgerlich. „Ich komme vielleicht nach, wenn ich noch Zeit habe.“

Jungen und Mädchen sahen sich mit großen Augen gegenseitig an. Das war noch niemals vorgekommen, zum ersten Mal in ihrem Leben geschah es, daß der Vater an einem Sonntag die Kirche versäumte und davon wie von einer gleichgültigen Sache sprach. Das machte einen tiefen Eindruck auf die kleine Gesellschaft, sie steckten die Köpfe zusammen und zischelten heimlich untereinander. Ihm aber klang ihre Frage wie ein stiller Vorwurf, daß er über die irdischen Angelegenheiten den himmlischen Ruf überhören wollte. Die erwachende Leidenschaft war jedoch stärker als das mahnende Gewissen. Ohne sich länger aufzuhalten nahm er Hut und Stock; im nächsten Augenblick schon stand er

auf der Straße und auf dem Wege zu der Schwester, welche in ziemlicher Entfernung wohnte. Schon zehn Jahre lang hatte er sie nicht gesehn, obgleich sie in derselben Stadt wohnten. Die Schuld lag nicht an ihm, sondern an dem Schwager, den reichgewordenen Schneidermeister Hasenfritz, welcher voll Hochmuth auf die armen Verwandten seiner Frau herniederschaute, seitdem er zu Geld gekommen war. Die Art und Weise, wie er sein Vermögen erworben hatte, war auch nicht die ehrenwertheste und stimmte ganz und gar nicht mit der tüchtigen Gesinnung des ehrlichen Kassenboten. Meister Hasenfritz hatte sich mit ein Paar Thalern in der Hauptstadt niedergelassen, wo er bald sich eine gewisse Kundschaft unter der leichtsinnigen Jugend zu erwerben wußte, weniger durch die Gediegenheit und Trefflichkeit seiner Arbeit, als durch den Kredit, welchen er den jungen Leuten eröffnete. Dafür berechnete er aber auch seine Prozente und ein Rock kam bei ihm immer um einige Thaler theurer zu stehn; außerdem aber lieferte er möglichst schlechte Waare, so daß seine Kleider schnell abgetragen waren. Weil er aber borgte, hatte er immer Zulauf und wenn erst ein Student, ein angehender Jurist oder Arzt angebissen hatte, so kam er auch nicht so leicht wieder los. Er spekulirte auf die augenblickliche Verlegenheit, ließ sich monatliche Abschlagszahlungen gefallen und schmierte seine Kunden von Neuem an, so daß zu der alten Schuld immer frische

Summen hinzukamen. Machte ein Schuldner aber einmal ein böses Gesicht, tadelte er das schlechte Tuch und die unsaubere Arbeit, oder wandte er sich gar an einen andern Schneider, dann war Meister Hasenfritz schnell mit der Klage bei der Hand und peinigte den Undankbaren mit Exekution und Personalarrest, mit Drohungen und allen möglichen Torturen so lange, bis er den letzten Heller aus ihm herauspreßte. Auf diese Weise hatte er nach und nach ein kleines Vermögen erworben, mit dem er seit längerer Zeit noch ein anderes Geschäft verband. Er begnügte sich nämlich nicht damit allein, seine Kunden zu bekleiden, sondern seine Menschenfreundlichkeit erstreckte sich sogar so weit, sie auch noch dazu mit Geld zu versehn, wenn sie es nothwendig brauchten. Natürlich nahm er dafür eine nicht ganz geringe Provision und außerdem ließ er sich zur größeren Sicherheit ein Papier ausstellen, das man in der kaufmännischen Sprache „Wechselchen" nennt. Er verfuhr jedoch dabei mit einer großen Vorsicht, so daß ihm bis jetzt das Gericht nichts anhaben konnte, weshalb er auch in der ganzen Nachbarschaft sogar für einen Ehrenmann galt. Nur seine genaueren Bekannten und seine jungen Geschäftsfreunde hießen ihn „einen Halsabschneider und Wucherer", wobei sie ganz und gar vergaßen, was sie ihm schuldig waren. Der Meister gab auf derartige Ehrentitel nichts, wenn er nur seinen Schnitt machte und das that er gehörig. Er

schor seine Schäfchen immer auf zwei Seiten, indem er sie zugleich mit Kleidern und mit Geld versorgte, wofür er doppelt sich bezahlt zu machen verstand. Das Schneiderhandwerk betrieb er jedoch in letzter Zeit nur noch zum Schein, desto mehr aber seine andern Geschäfte, denen er eine immer größere Ausdehnung zu geben sich bemühte. An Kunden fehlte es ihm nicht und selbst mancher feine Kavalier, Grafen und Barone, suchten die Bekanntschaft des Meisters Hasenfritz. Solche Geschäfte pflegen aber, wenn sie mit der nöthigen Vorsicht und Schlauheit betrieben werden, einen schönen Gewinn abzuwerfen, obgleich einfältige Leute häufig sagen, daß kein Segen an dem Gelde sei. Mit dem steigenden Wohlstande stieg auch der Hochmuth des Schneiders und er ließ denselben seinen armen Verwandten tief empfinden; bis er zuletzt die Gelegenheit ergriff, jeden Umgang mit ihnen abzubrechen. Er schämte sich, seitdem er so vornehme Leute in seinem Hause sah, der einfachen Schwägersleute; nach und nach zog er sich zurück; was ihm um so leichter wurde, da der Kassenbote von jeher den Mann seiner Schwester und sein Thun und Treiben, das ihm nicht verborgen bleiben konnte, innerlich verachtete und dessen auch kein Hehl hatte. —

Die Frau war zwar von Herzen nicht böse und liebte auch ihren Bruder, aber sie war, wie viele Weiber in der Hauptstadt, eitel und genußsüchtig. Der behagliche Wohl-

stand, der sie umgab, die schöne Einrichtung, die feinen Meubel und das gute Leben mußten sie für den Mangel an wahrer Liebe und häuslichem Glück entschädigen; sie war eine jener gutmüthig passiven Naturen, welche Fünfe grade sein lassen und mit Allem zufrieden sind, wenn sie nur vollauf haben und es ihnen nicht an gutem Essen und Trinken fehlt. Anfänglich hatte sie sich über die Feindschaft mit ihren Verwandten gegrämt; nach und nach, da sie doch daran nichts ändern konnte, sich zufrieden gegeben und zuletzt kam es ihr vor, als müßte es so sein. Jahr und Tag hatten sich die Geschwister nicht gesprochen, nur dann und wann auf der Straße gesehn und kaum flüchtig begrüßt; sie waren sich fremd geworden; was in der großen Stadt weit eher möglich ist, als in der kleinen, wo man in einem Tage sechsmal über einander stolpern kann. — Das Alles, bedachte jetzt der Kassenbote, wie er vor dem Hause stand, wo sein Schwager wohnte. Ein hell polirtes Messingschild war an der Thür befestigt mit der Aufschrift: Friedrich Hasenfritz, Tailleur; denn das deutsche Wort Schneider kam dem Besitzer viel zu gemein vor, nicht einmal der „Herrenkleiderverfertiger“ genügte dem stolzen Patron. Neben dem Schilde hing ein Glockenzug mit einem Porzelangriff, worauf noch einmal der Name Hasenfritz in goldenen Buchstaben zu lesen war. Bauer schellte und ein artiges, aber ziemlich naseweises Dienstmädchen öffnete; sie war so fein

angezogen, daß man sie fast für die Haustochter halten konnte.

Böse Zungen behaupteten, daß Herr Hasenfritz nicht umsonst die schönsten Dienstmädchen im ganzen Stadtviertel hielt, worüber er mit seiner Frau trotz ihrer Duldsamkeit doch zuweilen in Streit gerieth.

„Wem soll ich der Herrschaft melden?“ fragte das Mädchen, den Kassenboten von oben bis unten musternd.

„Ich bin der Bruder von Frau Hasenfritz,“ antwortete er hastig.

Das Mädchen schüttelte verwundert den Kopf, als glaubte sie nicht recht an seine Worte; daran kehrte er sich nicht; er ging, ohne sie weiter zu beachten, an ihr vorüber und trat in das Zimmer, wo er die ganze Familie noch beim Frühstück traf. Dieselbe bestand aus dem Herrn Hasenfritz, seiner Gattin und einem hoffnungsvollen Sohn von einigen zwanzig Jahren. Der Herr Schwager war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem schwammigen, rothen Gesicht, worin zwei pfiffige Augen unstätt leuchteten. Ein verschmitzter Zug um den sinnlich aufgeworfenen Mund und eine gewisse Aufgeblasenheit zeigten gleich, welch Geisteskind er war, einer jener bürgerlichen Parvenüs, deren Charakter aus einer Mischung von Schlauheit und Hochmuth besteht, grob gegen Niedrigstehende und Unter-

gebene, kriechend gegen Vornehme und wo es sein Vortheil erforderte. Er trug einen eleganten Schlafrock, unter dem die feine Wäsche, die karrirten Modebeinkleider und die schwere, goldene Uhrkette mit einer gewissen Koketterie hervorschaute. Vor ihm stand eine halbgefüllte Kaffeetasse und ein Kästchen mit Cigarren, von denen er so eben eine angezündet hatte, indem er mit starken Zügen den blauen Rauch heftig von sich blies. Der Kassenbote schien zur Unzeit gekommen zu sein; es hatte so eben eine unangenehme, häusliche Scene zwischen Vater und Sohn statt gefunden. Monsieur August Hasenfritz gehörte nämlich zu den jungen Leuten, welche weit leichter Geld auszugeben, als einzunehmen verstehn; dies gab zu allerlei Reibungen Veranlassung, wobei die schwache Mutter gewöhnlich die Partei des verzogenen Lieblings zu nehmen pflegte. Der junge Herr saß noch schmollend, mit ausgestreckten Beinen dem Vater gegenüber, dessen Strafpredigt er mit einem Gemisch von Verachtung und Gleichgültigkeit entgegennahm. Um seine schmalen Lippen und um das verwitterte und bereits verlebte Gesicht schwebte ein spöttisches Lächeln, das dem Alten nur noch mehr aufbrachte.

„So soll doch das Donnerwetter —“ schrie er laut

Der Satz blieb ihm jedoch in der Kehle stecken bei dem unerwarteten Eintritt des Kassenboten, dessen lautes Anklopfen überhört worden war. Auch Frau Hasenfritz war gan

erschrocken über den unverhofften Besuch von ihrem Stuhle aufgesprungen.

„Mein Bruder!“ rief sie verwundert, doch lag in dem Tone ihrer Stimme weit mehr Freundlichkeit, als er erwartete.

Darauf trat eine verlegene Pause ein, weil Niemand gleich das rechte Wort zu finden wußte. Der Schneidermeister sah seine Frau mit halb grimmigen, halb fragenden Blicken an, während der ehrliche Kassenbote mit dem Hute in der Hand dastand und nicht wußte, was er sagen und wie er sich benehmen sollte. Der hoffnungsvolle Sohn zeigte bei dieser Gelegenheit die größte Geistesgegenwart; er benutzte die Unterbrechung, um sich der ihm langweiligen Strafpredigt zu entziehn. Ohne seinem Onkel eines Blickes zu würdigen, entfernte er sich eine italienische Opernarie pfeifend. Erst nachdem er verschwunden war, fragte Frau Hasenfritz schüchtern nach der Ursache dieses Besuchs.

„Ich komme,“ sagte der Kassenbote, „wegen einer wichtigen Angelegenheit, wie Du Dir wohl denken kannst.“

„Es wird wohl eine Bettelei sein,“ dachte der Schwager im Stillen, der mit aus Furcht, daß er von der ärmeren Familie seiner Frau einmal in Anspruch genommen werden könne, jeden Umgang mit derselben abgebrochen hatte.

Aus demselben Grunde mischte er sich auch anfänglich gar nicht in das Gespräch; er gab nur den stillen Zuhörer ab bis zu dem Augenblick, wo sein Interesse auf das Höchste in Anspruch genommen wurde.

„Wir haben uns lange nicht gesehn," bemerkte die Schwester, indem sie sogleich und auch im ferneren Verlaufe der Unterhaltung immer von Zeit zu Zeit mit ängstlichen Blicken die Mienen ihres Mannes beobachtete, um darnach das Maß ihrer Freundlichkeit und ihr Benehmen gegen den Bruder abzumessen.

„Darüber wollen wir ein ander Mal reden," antwortete dieser. „Was geschehn ist, ist geschehn und läßt sich auch nicht ändern. Heut handelt es sich um eine Auskunft, die ich von Dir verlange. Die Sache geht Dich eben so sehr an wie mich selber! Kannst Du mir sagen, ob unsere Mutter mit dem Hofmedicus Arnold verwandt war, hat sie nicht darüber mit Dir gesprochen?"

„Unsere Großmutter war eine geborene Arnold; sie hatte auch einen Bruder, der Medicin studirt hat; das weiß ich ganz gewiß. Aber was geht das uns an?"

„Das sollst Du gleich sehn."

Mit diesen Worten überreichte er ihr das verhängnißvolle Zeitungsblatt, welches er sorgfältig in der Tasche zusammengefaltet bei sich trug. Neugierig drängte sich der Schwager hinzu und steckte seine Nase auch hinein. Schnell

überflog er den Inhalt der gerichtlichen Aufforderung, seine kleinen Augen wurden größer und größer, sie blitzten und funkelten vor Freude und Geldgier.

„Daß ich das übersehen konnte?“ fragte er fast ärgerlich. „Natürlich, meine Gans von einer Frau hat mir niemals von ihrer Verwandtschaft etwas gesagt. Wer hätte dies ahnen sollen?“

„Hast Du mich denn darum gefragt?“ erwiederte sie gekränkt, „hast Du Dich überhaupt um die Meinigen gekümmert? Du bist Schuld, daß ich meinen Bruder hier seit Jahr und Tag nicht gesehn habe.“

„Wer Teufel sollte auch wissen,“ murmelte er bestürzt, indem er sich verdrießlich in die Lippen biß. „Ein wahres Glück, daß der Schwager das Blatt gelesen und uns aufgesucht hat, ehe der Termin verstrichen ist. Wir wollen schon die Sache in die Hände nehmen; ich kenne die Gerichte und die Advokaten. Die schöne Erbschaft soll uns nicht entgehn.“

„Vor allen Dingen müssen wir den Beweis führen, daß wir in grader Linie mit dem Hofmedicus Arnold verwandt sind,“ bemerkte der Kassenbote.

„Das bin ich fest überzeugt,“ erwiederte die Schwester. „Unsere Familie stammt wie Du weißt aus Zwickau, wo der Vater unserer Großmutter als Tuchmacher lebte. Die Mutter hat mir oft genug davon erzählt und daß ihr

einziger Bruder in Wien Medicin studirt und sich als Arzt niedergelassen hat."

„Wenn das erst fest steht, so haben wir die gegründetsten Ansprüche auf die Erbschaft."

„Man muß sogleich an den Magistrat in Zwickau schreiben," sagte der Schwager, der in Prozeßgeschichten hinlänglich bewandert war. „Auch wollen wir einen tüchtigen Rechtsanwalt befragen."

„Ich selber verstehe nichts davon," entgegnete der Kassenbote.

„Das thut nichts; ich will mich schon der Sache annehmen und Du sollst dabei nicht zu kurz kommen. Wie freue ich mich, Dich einmal wieder bei uns zu sehn. Wir haben noch so viel mit einander zu besprechen. Stecke Dir doch eine Cigarre an, ächte Havaneser, das Stück drei Groschen."

Herr Hasenfritz war wie umgewandelt und erschöpfte sich in Höflichkeiten. Der gute, liebe Bauer mußte sich zu ihm auf's Sopha setzen und er selbst reichte ihm den angezündeten Wachsstock, damit er sich die Cigarre anrauchen konnte.

„Du bleibst doch bei uns zum Essen, lieber Schwager," sagte er nach einer Pause.

„Das wird wohl nicht gut angehn, meine Alte und

die Kinder erwarten mich. Auch wollte ich die Kirche nicht versäumen."

„Ach was Kirche! Ich gehe das ganze Jahr nicht in die Kirche, außer zum Abendmahl; deswegen bin ich doch ein guter Christ und Mensch. Heute mußt Du bei uns bleiben."

„Ich kann wirklich nicht. Es wäre das erste Mal an einem Sonntage, daß ich nicht zu Hause äße. Meine Frau würde sich halb todt ängstigen."

„Aber wenigstens ein Glas Wein wirst Du nicht ausschlagen. Wir müssen unsere Versöhnung feiern."

Die Schwester vereinigte ihre Bitten mit denen des Mannes, so daß der ehrliche Kassenbote nicht gut ausweichen konnte; er war ohnehin innerlich erfreut über die stattgefundene Ausgleichung der bisherigen Familienzwietracht. Das Herz war ihm so voll davon und er fühlte das Bedürfniß, bei der wiedergewonnenen Schwester zu verweilen, um mit ihr über alle Verhältnisse vom Grunde aus zu sprechen, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen und ihr seine nie geschwundene Liebe zu beweisen. Die in ihrer Weise gutmüthige Frau erkundigte sich nach seinen Kindern; das war der richtigste Ton, den sie unwillkürlich angeschlagen hatte, um ihn zum Bleiben zu bewegen. War einmal das Capitel auf dem Tapet, dann konnte der Kassenbote Stunden lang darüber mit strahlenden Augen reden und er merkte

gar nicht, wie schnell die Zeit verflog. — Auf einen Wink des Schwagers, der jetzt von Liebe und Güte überfloß, wurde eine Flasche Wein aus dem Keller geholt und mit drei Gläsern auf den Tisch gestellt. Goldhell funkelte das edle Naß in dem geschliffenen Kristall und verbreitete einen angenehmen Duft in dem ganzen Zimmer. Wie lange war es schon her, daß der alte Bauer keinen Wein gesehn, geschweige gar getrunken hatte. Der einzige Luxus, den er sich gewöhnlich erlaubte, war ein Gläschen Bier und eine Pfeife Tabak, das Pfund zu fünf Silbergroschen und das auch nur ausnahmsweise an Sonn= und Feiertagen. Da ging es bei dem Meister Hasenfritz ganz anders her; dem sah man so recht an, daß der sein Schäfchen im Trocknen hatte und ein Paar Thaler gar keine Rolle bei ihm spielten. Das Zimmer, worin sie saßen, war, wenn auch nicht mit dem besten Geschmack, aber wenigstens mit dem größten Luxus eingerichtet, ein wahrer Parvenü=Luxus, schreiende Tapeten, mittelmäßige Kupferstiche und schlechte Oelbilder in prächtigen Rahmen, vergoldete Spiegel und theure Möbel, die aber nicht zusammen passen wollten und aus= sahen, als wären sie auf dem Trödelmarkt oder auf einer Auktion erstanden.

Das war auch zum Theil der Fall, zum Theil hatte sie der Meister von säumigen Schuldnern für einen Spott= preis als Abschlagszahlung angenommen. Der prachtvolle

Schreibsekretair hatte einem jungen Kaufmann angehört, der vor Kurzem Bankrott geworden; auf dem weichen Divan dehnte sich noch vor einem Jahre der Baron, der Schuldenhalber die Residenz verlassen mußte. Hätten die verschiedenen Lehnstühle, Sophas und Oelgemälde Sprache bekommen, sie hätten wunderliche Geschichten von selbstverschuldetem Elend, von wilder Verschwendung und zu später Reue, von taumelnden Orgien und verzweifelten Entschlüssen erzählen können; der ehrliche Kassenbote wäre dann entsetzt aufgesprungen und hätte nicht den Wein getrunken, der so einladend und duftend ihm in die Nase stieg, denn selbst dieser Wein war nur die Beute eines geplünderten Schlachtopfers.

„Auf Dein Wohlsein, lieber Schwager!" rief Herr Hasenfritz. „Du und die Deinigen sollen leben!"

Die Gläser klangen heller wie das Glockengeläute in der Kirche, welches Bauer seit langer Zeit einmal an einem Sonntag überhört hatte. Er trank und das flüssige Feuer that ihm wohl und erwärmte seine von der fortwährenden Arbeit erschöpften Glieder.

„Nicht wahr," scherzte der Schwager schmunzelnd, „ein nettes Weinchen, es läßt sich trinken."

„Delikat," murmelte der Gast mit zusammengekniffenen Augen. „So Etwas habe ich nicht gekostet so lange ich lebe."

„Die Flasche kostet auch zwei Thaler, ächter Domdechant. Der wird nur meinen besten Freunden vorgesetzt."

„Schmeckst Du prächtig!" sagte der Kassenbote, mit den Lippen schmatzend und die Nase von Neuem in das Glas steckend, um mit allen Sinnen den herrlichen und ungewohnten Genuß einzuschlürfen.

Das zweite Glas hatte ihn in eine heitere Stimmung versetzt und er kam sich ordentlich wie vergnügt vor. Bei dem dritten wurde er bereits zärtlich und sein argloses Herz vergaß das Vergangene.

„Sollst leben, Schwesterherz!" schrie er laut und erhob sein Glas, „und der Schwager dazu!"

Wieder klangen die Gläser und dazwischen frohes Geplauder, das rohe Gelächter des Schwagers und das feinere der Frau, welche seit langer Zeit wieder einmal von Herzen sich freuen durfte über die Gegenwart des Bruders und über die gute Laune ihres Tyrannen. Trotz ihrer Beschränktheit merkte sie doch an seinem veränderten Benehmen, daß schon die Aussicht auf die Erbschaft vortheilhaft auf ihn einwirkte und ihr ein gewisses Ansehn in seinen Augen gab. Mit weiblicher Schlauheit hoffte sie für ihre Stellung im Hause Nutzen davon zu ziehn.

„Noch ein Glas!" bat Herr Hasenfritz.

„Es wird mir zu viel werden," wehrte der Gast mit vorgehaltener Hand.

Der liebenswürdige Wirth wußte aber so freundschaftlich zu nöthigen, die Schwester so traulich zuzureden, der Wein duftete so würzig und angenehm, daß Freund Bauer nicht anders konnte und alle seine nüchternen Vorsätze aufgeben mußte. Er trank noch dies Glas und noch eins, bis die Flasche leer war und eine zweite auf dem Tische stand, diesmal sogar eine mit Champagner, mit ächtem Champagner, die Flasche zwei Thaler und zwanzig Groschen, wie Herr Hasenfritz nicht verfehlte, hinzuzusetzen.

Das knallte und zischte, perlte und schäumte, daß dem ehrlichen Bauer Hören und Sehen verging, aber es schmeckte auch herrlich und ging so glatt und süß die Zunge hinunter, daß er in seinem ganzen Leben nichts Besseres getrunken zu haben glaubte.

„Das Teufelszeug steigt mir zu Kopf," bemerkte er, von einem gewissen Schwindel ergriffen.

„Ich bitte Dich," lachte der Schwager, der an dergleichen Genüsse schon gewöhnt war. „Das wird Dir nichts schaden, es ist ein Frauengetränk, so leicht, daß man's kaum merkt."

„Ich fürchte, daß ich mir einen Rausch trinke."

„Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann," sang Herr Hasenfritz mit ausgelassener Lustigkeit

und schenkte die Spitzgläser von Neuem so voll, daß der milchweiße Schaum über den Tisch floß. Ein dunkles Bewußtsein sagte dem Kassenboten, daß er zu Hause von seiner Frau erwartet werde, die prachtvolle Pendeluhr des Schwagers schlug bereits zwei Uhr; er hatte also die Kirche längst versäumt. Erschrocken fuhr er von seinem Stuhle auf; das war ihm nicht eingefallen, daß es schon so spät geworden war.

„Ich muß fort," rief er mit stammelnder Zunge. „Ich muß fort. Meine Alte, meine gute Alte —"

Die Rührung überwältigte ihn, so daß er den angefangenen Satz nicht vollenden konnte; er mußte sich mit dem Rockärmel die strömenden Thränen abwischen. Es kam ihm vor, als hätte er an seiner Frau und den Kindern ein großes Unrecht begangen. Die Schwester redete ihm zu, aber nun ließ er sich nicht mehr halten, mit dem Versprechen bald wieder zu kehren, nahm er zärtlichen Abschied. Mit ziemlich unsicheren Schritten wankte er über die Straße, nur von einem dunklen Instinkt geleitet kam er in seiner Wohnung an, wo über dies ungewohnte Ausbleiben des Vaters keine geringe Bestürzung herrschte. Wie immer am Sonntag wurde der Tisch um zwölf Uhr gedeckt nnd das Mittagsessen bereit gehalten. Die Kinder wurden ungeduldig, über Mangel an Appetit hatten sie sich grade nicht zu beklagen. Frau Bauer stand erwartungsvoll am

Fenster und schaute auf die Straße hinaus, wer aber nicht kam, war der Kassenbote. Es schlug schon ein Uhr, das junge Völkchen ließ sich kaum mehr beschwichtigen, sie murrten zwar, aber ohne den Vater zu essen, wäre Keinem eingefallen. Die Mutter ärgerte sich, weil die Suppe verdarb, das Fleisch ganz weich wurde und in Stücke zerfiel, so daß es gar kein Ansehn hatte, noch mehr thaten ihr aber die hungernden Kinder leid. Gegen die sonstige Hausordnung wurde ihnen ein Stück Brod verabreicht, worüber sie wie die Raben herfielen und einstweilen sich auch zufrieden gaben.

Aber die Uhr schlug zwei und der Vater kam noch immer nicht zurück; das war ein nie zuvor erlebtes Ereigniß und noch dazu an einem Sonntage. Es mußte etwas vorgefallen sein, das ließ sich Frau Bauer nicht ausreden. Angst und Gram erfüllten zu gleicher Zeit ihre Seele und kämpften mit einander. Hannchen suchte ihr die Befürchtungen zu beschwichtigen, obgleich sie selbst nicht ganz frei von ihnen war.

„Schicke doch Wilhelm zu Hasenfritzens," mahnte sie, „um zu sehn, wo der Vater bleibt. Gewiß werden sie ihn dort aufgehalten haben."

Wilhelm stand schon auf dem Sprung, als der Vermißte mitten unter die Seinigen trat, in einem aufgeregten Zustande, der ihnen nicht entgehen konnte. Er suchte soviel

als möglich eine feste Haltung zu behaupten, was ihm aber nicht vollkommen gelang, da er bald nach der einen, bald nach der andern Seite, wenn auch nicht grade allzu bemerkbar, schwankte. Sein Gesicht zeigte eine verdächtige Röthe, die Augen schwammen und irrten im Kreise herum, während eine ungewohnte Lustigkeit und ein fortwährendes Lächeln in seinen Zügen schwebte.

„Herrgott!“ rief die Frau bestürzt aus und schlug die Hände verwundert über dem Kopf zusammen. „Bauer! was ist denn mit Dir vorgefallen?“

„Nichts ist vorgefallen,“ stammelte er. „Der Schwager läßt Dich grüßen und die Schwester auch; sie ist gut, sehr gut. Lassen Euch Alle grüßen.“

Die Kinder sahen sich verwundert an und dann wieder den Vater, der ihnen ganz verändert vorkam; sie wurden von seiner Lustigkeit angesteckt, lachten und kicherten, weil sie wohl merken mochten, daß er einen Rausch sich angetrunken hatte. Das war für sie ein neues, noch nie dagewesenes Schauspiel; sie bekamen mit einem Male ein ganz anderes Bild, als sie bisher von ihm hatten. Das schnitt aber der Frau Bauer am meisten in's Herz, als sie sah, wie da mit einem Male der Respekt verloren ging. Deshalb unterdrückte sie auch alle die Vorwürfe, welche auf der Zunge schwebten; sie nahm den berauschten Mann am Arm und führte ihn fort in die Nebenstube, wo er sich auf

ihr Zureden zu Bette legen mußte; was er auch, selbst das Bedürfniß nach Ruhe spürend, willig that. Nach einer kurzen Weile kam sie zurück, als wenn nichts geschehen wäre.

„Der Vater ist krank," sagte sie im ernsten Tone, „und wird nicht mit uns essen."

Die Kinder warfen sich erstaunte Blicke zu; sie ahnten wohl, daß die Worte der Mutter nur eine Ausrede waren und wie eine Lüge klangen, aber Keiner wagte, seine Gedanken laut werden zu lassen. Man setzte sich zu Tische und das Mittagsbrod wurde schweigend eingenommen. Die Mutter vermochte keinen Bissen hinunterzubringen, so nahm sie sich das Ereigniß zu Herzen, das in einer langen und glücklichen Ehe heute zum ersten Mal ihr begegnet war. Ungesehen wischte sie eine Thräne aus ihren Augen und ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Sie mochte wohl von trüben Ahnungen ergriffen sein, welche sie, trotz aller Anstrengung, vor den Ihrigen heiter zu scheinen, nicht gänzlich verbergen konnte.



Viertes Capitel.

Das war ein schlimmer Sonntag für Frau Bauer, und doch hatte sie sich die ganze Woche schon darauf gefreut. Nun war ihr ganzes Vergnügen zu Wasser geworden und zwar im eigentlichsten Wortsinne, denn sie weinte und konnte sich gar nicht zufrieden geben über das Betragen ihres Mannes, obgleich andere Weiber, wenn der Mann einmal trunken nach Hause kommt, nicht so viel Aufhebens davon machen. Bei ihr that es nur die Neuheit der Sache und der ganz ungewohnte Anblick; auch schämte sie sich an seiner Stelle und fürchtete das böse Beispiel. Darum hatte sie die Kinder heute fortgeschickt und allein gehen lassen; was ebenfalls zu den unerhörten Dingen gehörte, aber sie wollte ihnen den Anblick des berauschten Vaters entziehen; außerdem sollten sie nicht darunter leiden und nach wie vor ihr Sonntagsvergnügen haben. Sie gab ihnen etwas Geld mit auf den Weg und empfahl ihnen sich fein ordentlich aufzuführen, sobald es dunkeln würde zurückzukommen und die Festtagskleider wohl in Acht zu nehmen. Nur mit halbem Ohr hörte die kleine Bande ihre mütterlichen Ermahnungen und stürmte dann hinaus in's Freie, die Buben im raschen Lauf, die Mädchen schüchtern hinterdrein; so ging es in das nahe Wäldchen und in die Anlagen, wo die Stadtkinder im Beginn des Frühjahrs

sich mit allerlei Spielen, Ball- und Reifenwerfen zu ergötzen pflegten. Da ging es mitunter bunt drüber her, die Knaben der verschiedenen Schulen lieferten einander Schlachten und die Mädchen sahen zu, oder faßten sich unter die Arme und tanzten zu der Drehorgel, welche der alte Invalid mit dem Stelzfuß spielte. — Hannchen war bei der Mutter zurückgeblieben und tröstete so gut sie konnte; zuweilen schielte sie nach der Thür und dem Fenster, denn Sonntags pflegte nach dem Essen immer der Sattler zu kommen, um mit ihr und den Eltern einen Spaziergang zu machen. Mitunter ging sie auch ohne sie mit ihm, nur in Begleitung einer Freundin, oder selbst ganz allein, denn sie waren ja so gut wie verlobt. Sie hing voll Vertrauen an dem Geliebten und die Mutter fürchtete sich nicht, sie mit ihm gehen zu lassen, denn sie kannte ihn als einen braven und zuverlässigen Burschen, dem die Ehre des Mädchens über Alles heilig war. Man irrt gar sehr, wenn man aus dem freieren Umgange zwischen den getrennten Geschlechtern beim Volke einen Rückschluß auf den Mangel an guter Sitte und Moralität machen wollte. Ein Mädchen, wie Hannchen, brauchte nicht einen Tugendwächter auf Schritt und Tritt; sie hütete sich am besten selber und ein Bursche, wie Gustav Rath, besaß im Grunde seines Herzens weit mehr Achtung vor dem Mädchen seiner Wahl, als manch' feiner Herr

mit seiner sogenannten Bildung und der eingekniffenen Lorgnette. Beide heuchelten nicht eine falsche Kälte und verbargen nicht hinter gedrechselten Redensarten ihre Empfindungen, sondern sie sprachen, wie es ihnen um's Herz war und gestanden sich gegenseitig ihre Liebe. Sobald Gustav von der Arbeit abkommen konnte, oder einen Feiertag hatte, eilte er zu Hannchen und das fanden der Kassenbote und seine Frau ganz in der Ordnung, denn sie hatten es eben so gemacht in ihren jungen Jahren und noch nicht daran vergessen. Auch mochten sie den Gustav wohl leiden und er war ihnen zum Schwiegersohn willkommen, weil es gewiß in der ganzen Stadt keinen fleißigeren und ordentlicheren Gesellen gab. Er trieb sich nicht wie die Andern in Kneipen herum, besuchte keine schlechten Orte, wo es liederliche Frauenzimmer und schlimme Händel gab; davor behütete ihn sein gesunder Sinn und ein angeborner Abscheu vor jeder Gemeinheit. Er hielt etwas auf sich und seine Ehre, die er durch ein solches Treiben zu beeinträchtigen fürchtete. Deshalb war er kein Freudenstörer, oder melancholischer Schmachtlappen, vielmehr ein frischer und lebenslustiger Geselle, der mit seinen braunen Augen keck und fröhlich in die Welt hinausschaute. Er lachte auch gern und wenn er lachte, zeigte er zwei Reihen gesunder und weißer Zähne, um die ihn gewiß die vornehmste Dame beneidet hätte. Der kleine, schwarze Schnurr-

bart stand ihm recht gut, das fand nicht nur Hannchen, sondern manches andere Mädchen, besonders die Tochter seines Meisters, die ihn mit überaus freundlichen Augen anschaute, obgleich der Undankbare nichts davon merken zu wollen schien und doch war sie gar nicht übel und hatte außerdem noch einmal eine schöne Mitgift zu erwarten. Darum kümmerte sich Gustav nicht und Hannchen war ihm ohne einen Pfennig Aussteuer lieber als die Reichste in der Stadt; er rechnete nicht, wie heut zu Tage die Meisten rechnen, welche mehr auf den Beutel als auf's Herz, mehr auf die Ausstattung und das Vermögen als auf die Bravheit und Tugend eines Mädchens sehen. Das soll freilich weit öfter unter den höheren Ständen vorkommen, aber auch der gewöhnliche Bürger und Handwerksmann ist bereits von der allgemeinen Geldkrankheit angesteckt und folgt dem Beispiel, das von Oben kommt. Der Eigennutz regiert jetzt die Welt und wenn das so fortgeht, wird es bald keine wahre und aufrichtige Liebe mehr geben, sondern nur noch in den Romanen und in alten Historienbüchern zu finden sein. Gustav dachte wohl auch daran, einmal Meister zu werden und Geld zu verdienen, aber nur durch seine eigene Kraft, mit Hülfe seiner Hände, dann wollte er auch sein Hannchen heimführen und sie redlich ernähren mit seiner Arbeit und durch seinen Fleiß. Er war zu stolz, um durch eine reiche Heirath,

wobei sein Herz nicht mitsprechen durfte, einmal sein Glück zu machen. Wenn er überhaupt einen Fehler hatte, so war es ein übermäßiger Stolz, der ihn höchst empfindlich sein ließ, so daß er auch die kleinste Beleidigung, die geringste Kränkung nicht so leicht ertrug. Er hielt viel auf Ehre, das hatte er von der Zeit noch her, wo er beim Militär als Unteroffizier gestanden. Da er immer seine Pflicht als Soldat gethan, so hielten auch seine Vorgesetzten etwas von ihm und behandelten ihn mit Auszeichnung; darum ließ er sich auch nichts bieten und war schnell beleidigt und dann aufbrausend. Von seiner Dienstzeit schrieb sich auch die nette Haltung und das sichere Auftreten her; auch gab er viel auf einen saubern Anzug. Wie er so im Sonntagsrock, der ihm wie angegossen saß und auf dem kein Federchen haften durfte, in militärischer Haltung fest und aufrecht über die Straße ging, schaute ihm wohl manche Dirne und selbst manche Dame mit Vergnügen nach; was er jedoch gar nicht zu bemerken schien, denn seine Gedanken waren bei Hannchen und flogen ihm voran, so schnell er auch zu ihr zu kommen suchte. Sie saß am Fenster und hatte ihn erblickt, über ihr Gesicht fuhr ein heller Strahl, die schöne Frühlingssonne glänzte nicht freundlicher als ihre rosig angehauchten Wangen; ihre leuchtenden Augen sagten für jeden, der sich darauf verstand: er kommt.

„Guten Abend!“ rief er mit wohlklingender Stimme und bot der Mutter und Hannchen seine von der schweren Arbeit rauhen, aber kräftigen Hände.

„Bist Du endlich da?“ fragte das Mädchen. „Hast uns heute einmal lange warten lassen.“

„Ich konnte nicht früher kommen; ein Landsmann hat mich abgehalten, der mir Briefe von Hause brachte. Aber wo steckt denn Vater Bauer?“

„Er schläft,“ sagte die Mutter beschönigend.

„Das ist doch sonst nicht seine Art, am Tage zu schlafen.“

„Der Kopf that ihm weh und da hat er sich gelegt. Wir müssen heute schon den Kaffee ohne ihn trinken,“ entschuldigte sie verlegen, denn das Lügen fiel ihr schwer.

„Und wo sind die Kinder?“

„Die hab' ich fortgeschickt, damit sie ihn nicht stören.“

„Das thut mir leid, mir fehlt 'was, wenn ich die Kinder nicht um mich sehe. Ich hab' ihnen auch etwas mitgebracht.“

Gustav zog aus der Tasche einige Lederbälle, die er in den Mußestunden aus bunten Flecken und Abfall zusammengenäht hatte, er kam fast nie mit leerer Hand und die Kinder liebten ihn als gehörte er zur Familie, obgleich er nur ein weitläufiger Verwandter war.

Nachdem der Kaffee getrunken war, forderte Gustav zu einem Spaziergang in's Freie auf.

„Ihr könnt gehn," sagte die Mutter, „ich bleibe aber bei meinem Alten und will warten, bis er aufgestanden ist."

Hannchen wollte der Mutter Gesellschaft leisten, doch diese drang selbst auf ihre Entfernung und redete ihr zu.

„Du hast ohnehin die ganze Woche gearbeitet und kannst Dir eine Zerstreuung am Sonntag machen; aber geht nicht zu weit und kommt bald wieder."

Das Mädchen setzte sich den blauen Hut auf, der vortrefflich zu ihrem blonden Haar stand und nahm das warme Wollentuch um, denn trotz des Sonnenscheins war der Abend noch immer kühl. Mit mütterlichem Wohlgefallen sah Frau Bauer der Tochter nach, in der sie sich selber verjüngt fand. Es war ein schmuckes Paar, wie es so über die Straße ging; er schlank wie eine junge Tanne, auch so gerade gewachsen und sie blühend wie eine eben aufgegangene Rosenknospe. Beide waren jung, gesund und hatten das Herz voll Liebe; nichts fehlte mehr zu ihrem Glück. So gingen sie Arm in Arm bald lustig, bald gefühlvoll mit einander schwatzend, oder sie schaute nur stumm zu ihm empor und lächelte ihn so selig an, daß er mit keinem Kaiser getauscht hätte. Sie folgten dem bunten Menschenstrom, der sich durch das Thor ergoß, hinaus in's

Freie, um die frische Luft und das schöne Wetter zu genießen. Das war ein Schauspiel, wie es nur die große Stadt zu bieten vermag. Wie eine riesige Karavane bewegte sich die Menschenmenge im lustigen Sonntagsstaat, schön geputzte Frauen und Mädchen, junge Männer in feinen Kleidern, Stutzer mit eingekniffenen Lorgnetten, ehrliche Handwerker mit ihren Kindern auf den Armen, oder gefolgt von blonden Mädchen und braunen Knaben. In der Mitte des Weges fuhren abgehetzte Droschken, angefüllte Gesellschaftswagen und elegante Equipagen, worin sich die vornehmen Damen nachlässig ausgestreckt wiegten. Sonntagsreiter bemühten sich, ihre störrischen Miethgäule zu regieren und wurden von den kühn dahinsprengenden Offizieren ausgelacht. Da gab es fortwährend was zu sehen und wie in einem Kaleidoskop wechselte das bunte Schauspiel; hier ein schönes, auffallendes Kleid nach der neuesten Mode, dort ein neuer Hut, oder irgend ein kostbarer Schmuck. Besonders waren die Frauen mit der Musterung der Frühlingstoiletten beschäftigt und sie blieben oft zum Aerger der ungeduldigen Ehemänner stehen, mit kritischen Blicken sich oder vielmehr ihre Anzüge musternd und allerlei Glossen darüber anstellend, wie zum Beispiel: Was doch die Neumann für einen Staat macht, wie geschmacklos sich die Müllern kleidet, wie die Schmidt's weit über ihre Kräfte Luxus treiben und, daß man es eben

so gut und noch weit besser haben könne; worauf der Herr Gemahl gewöhnlich nur durch ein kurzes Brummen zu antworten pflegte. Köchinnen gingen mit dem Schatz untergefaßt, in grellen Kleidern, mit rothen, strotzenden Wangen; in der Hand hielten sie die schweren Taschen, angefüllt mit Lebensmitteln für sich und den geliebten Grenadier oder Kürassier. Bekannte begrüßten sich und wechselten im Vorübergehen einige freundliche Worte; dicke Herren suchten durch das Gedränge sich zu winden, überall anstoßend und unter der Last ihres Körpers keuchend; lustige Studenten mit bunten Mützen zogen Arm in Arm vorüber, allerlei Scherzreden und lose Worte sich zurufend. Auf allen Gesichtern aber las man die Freude an dem Feiertag und dem beginnenden Frühling, der sich bereits mit fröhlichem Vögelgezwitscher und braunen Knospen an den Bäumen und Sträuchern ankündigte. Waren es auch nur Spatzen, welche sangen, so hoffte man doch bald auf Nachtigallen; fehlte auch noch der Blumen Zier, so nahm man geputzte Menschen dafür. Es war der erste schöne Tag nach vielen trüben und die Ahnung der kommenden besseren Zeit glänzte wie ein freundlicher Sonnenstrahl in allen Zügen. Wer aber am glücklichsten und seligsten dreinschaute, das war sicher der Sattler mit seinem Hannchen; so vielen Mädchen er auch begegnete, er würdigte sie keines Blickes und die Schönsten kamen in

seinen Gedanken nicht der Geliebten gleich, die jetzt an seinen Armen wie ein Engel des Himmels hing. Bei dem blinden Harfenspieler blieb sie voll Mitleid stehen, um ihre kleine Börse hervorzuziehen und ein Geldstück in die vor ihm stehende Büchse zu legen und als der Blinde ihr dankend zurief: Gott segne Sie, Madame und Ihren Mann dazu; da wurde sie über und über roth; ihr frischer Mund verzog sich zu einem halb verschämten, halb muthwilligen Lächeln, daß ihr Gustav am liebsten einen Kuß gegeben hätte, wenn es vor den vielen Leuten schicklich gewesen wäre. So mußte er sich freilich nur mit einem kräftigen Drucke seiner Hand begnügen, den sie mit ihrem weichen, warmen Händchen ebenso erwiederte.

„Kaufen Sie mir nichts ab?" rief die alte Kuchenfrau dem Pärchen zu. „Frische Kuchen, Apfelsinen, das Stück nur zwei Groschen."

Gustav fuhr in die Tasche und holte den gefüllten Geldbeutel heraus, worin sein ganzer Wochenlohn lag; es klang nach harten Thalern, denn er wurde gut bezahlt und brauchte wenig für sich selber. Für Hannchen hätte er den ganzen Korb am liebsten gekauft, wenn sie es verlangt hätte; da war ihm nichts zu theuer. Aber sie litt es nicht, sie wollte ihn durchaus zurückhalten und schalt ihn einen Verschwender; nur mit Mühe ließ sie sich ein Stückchen aufnöthigen, das sie noch mit ihm zu theilen beschloß. Wie

sie einen Augenblick hinwegsah, steckte er noch zwei Apfelsinen ein, für die er der Frau das Geld heimlich in die Hand drückte, damit Hannchen den Luxus nicht merke, denn sie war eine ausgezeichnet gute Wirthin, gar nicht wie andere Mädchen auf Näschereien und Vergnügungen versessen, sondern immer nur auf Ersparnisse bedacht. Als er mit einem verlegenen Lächeln die italienischen Goldfrüchte ihr anbot, da that sie anfänglich ganz böse, ließ sich aber doch von ihm besänftigen. Gar zierlich und geschickt wußte sie damit umzugehen und die Schale zu entfernen, daß auch nicht ein Tröpfchen Saft daneben lief, dann theilte sie mit ihm und er mußte seine Hälfte essen, während sie mit ihren kleinen weißen Zähnen in das goldröthliche Fleisch hineinbiß, daß es eine Freude war, mit anzusehen.

„Die andere," sagte sie, „nehmen wir der Mutter mit."

„Ich kann ja lieber noch eine kaufen."

„Das gebe ich nicht zu. Du mußt nicht das sauer verdiente Geld so fortwerfen. Du hast eine gar zu leichte Hand zum Ausgeben und wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so laß das sein."

Der Sattler ließ sich gern in dieser Weise schelten und sah bereits in Gedanken das treffliche Mädchen als tüchtige Frau in seiner Wirthschaft schalten und das Seinige

zusammenhalten. Er sprach mit ihr von seiner Einrichtung, der Zukunft und wie er in zwei Jahren so viel erspart zu haben hoffe, um sich als Meister niederzulassen und sie als sein Weib heimzuführen. Solche Reden hörte Hannchen mit Wohlgefallen; ihre Wangen wurden röther und ihre Augen glänzten dabei vor Vergnügen. Dann erzählte er von seiner Wanderschaft durch alle deutschen Länder, die er nach guter, alter Sitte vorgenommen, von dem schönen Wien und seiner Fahrt auf der Donau, von der Stadt Nürnberg mit ihren gothischen Häusern, spitzen Giebeln und kunstvollen Kirchen, von dem grünen Rhein mit seinen Rebenhügeln und verfallenen Schlössern. Sie hörte ihm andächtig zu, wie dem Prediger in der Kirche, denn jedes Wort, das er sprach, war für sie ein Evangelium. Dazwischen richtete sie eine oder die andere Frage auch an ihn und als er von den Goldhauben der Münchner Bürgerstöchter sprach und wie schön die leider verschwundene Tracht den Mädchen stände, da drohte sie schalkhaft mit dem Finger und neckte ihn mit seinen Münchner Liebschaften, obgleich sie wußte, daß sie seine erste und einzige Liebe sei. — So verging der kurze Nachmittag und die Sonne neigte sich zum Untergehen; rosige Schäfchen zogen am blauen Himmel und von den letzten Strahlen getroffen erglühte die Stadtmauer, die Villen und Häuser am Wege wie in Gold getaucht. Die blasse Mondsichel und der

Abendstern verkündigten die herannahende Nacht; blaue Schatten lagerten sich über die Stadt und hüllten sie in einen luftigen Schleier, aus dem die Spitzen der Thürme und die rothen Dächer noch einmal flammend emportauchten. Die unzähligen Menschen aber dachten noch nicht an den Heimweg, wenn auch der Wind noch so kühl wehte; sie wollten die Sonntagsfreude nicht so schnell aufgeben und zu ihren beschränkten Wohnungen zurückkehren. Allerwärts auf dem Wege fehlte es nicht an Verlockungen, die Wirthshäuser thaten ihre Thüren auf, Vergnügungsörter aller Art winkten den Gästen. Das Schönste darunter war das neu erbaute „Tivoli," von dessen Wunderpracht Hannchen schon so viel gehört, ohne es bis jetzt gesehen zu haben. Es sollte Alles übertreffen, was die Residenz in dieser Art aufzuweisen hatte und die so glücklich gewesen waren, einen Blick hineinzuthun, behaupteten, daß es Seinesgleichen weder in London noch Paris gebe. Da waren Säle über und über mit Gold belegt, die kostbaren Decken mit Malereien und Stuck geschmückt; Wände von reinstem Spiegelglase, worin man sich von allen Seiten beschauen konnte, Speisezimmer mit echten Sammttapeten und schwellenden Polsterstühlen, auf denen man, wenn man sich niederließ, zu versinken glaubte. In der Mitte rauschte ein herrlicher Springbrunnen, in dem sich die unzähligen Gasflammen wiederspiegelten; ringsherum standen

riesige Blumenkörbe, Palmen und Orangenbäume, so daß man mitten im Winter wie in einem Garten unter Blumen und Wohlgerüchen wandelte. An diesem Feenpalast ging das Pärchen jetzt vorüber, hell leuchteten die Fenster schon von Weitem und eine rauschende Musik schallte ihnen verlockend entgegen. Ein Menschenstrom drängte sich nach dem neuen Etablissement, unzählige Equipagen und Droschken hielten davor und Herrn und Damen stiegen aus.

„Es muß doch schön sein," sagte Hannchen, ohne sich etwas dabei zu denken.

„Wir können es ja auch einmal versuchen," erwiederte er, indem er sich umwandte.

„Wo denkst Du hin. Das ist viel zu theuer und kostbar für uns."

„Unser Geld ist auch kein Blei," meinte er fast empfindlich. „Ich kann eben so gut hin, wie mancher feine Herr, der vielleicht den Rock, den er anhat, noch dem Schneider schuldig ist."

„Ich gehe aber nicht."

„Auch nicht, wenn ich Dich bitte?" fragte er und seine Stirn faltete sich, wie es meist geschah, wenn man ihm widersprach.

„Es ist schon spät und die Mutter sitzt allein. Wir wollen machen, daß wir nach Hause kommen."

„Nicht, bevor wir das Tivoli gesehen haben. Wer

weiß, wann wir wieder einmal hierherkommen. Thue es mir zu Liebe. Ich weiß, daß Du auch gern einmal Dir die Pracht anschauen möchtest."

„Ich mache mir nichts daraus und dann will ich nicht, daß Du so viel Geld wegwirfst."

„Auf die Paar Groschen kann es mir nicht ankommen. Ein schlechter Geselle, der nicht am Sonntag etwas draufgehen läßt."

„Du hast schon heute genug ausgegeben. Wenn ich Dich nicht abhalte, so bringst Du noch mehr durch."

„Ich kann thun und lassen was ich will."

„So geh' Du in's Tivoli, ich will Dich nicht abhalten," rief sie ebenfalls gereizt und drehte sich hinweg, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Das war aber Gustav nicht entgangen und er fühlte über seine Heftigkeit alsbald die bitterste Reue, er klagte sich an, er bat um Entschuldigung; er flehte und ließ nicht ab, bis sie wieder lächelte und ihm zur Versöhnung die Hand reichte.

„Mein verwünschter Stolz!" sagte er. „Ich allein hab' die Schuld."

„Ich bin zu empfindlich gewesen," entgegnete sie. „Wenn es Dir Vergnügen macht, das Tivoli zu sehen, hätte ich nicht dagegen sein sollen."

„Nein! Du bist ein Engel und ich verdiene gar nicht Deine Güte.“

„Du bist tausendmal besser als ich,“ lächelte sie, ihn zärtlich anblickend.

Fast hätten sie sich von Neuem darüber gestritten, wer eigentlich Schuld sei und wer das beste Herz habe und aus lauter Liebe wären sie wieder uneinig geworden. Solche Liebesleute sind himmlische Narren, aber diese Narrheit ist gewiß mehr werth und köstlicher als alle Weisheit der klugen Leute ohne Herz und Gemüth. Solch ein kleiner Zank zwischen wahrhaft Liebenden ist wie ein milder Frühlingsregen, der das Erdreich neu erquickt und die Knospen der Neigung rascher zum Blühen bringt. Die Versöhnung, welche darauf folgt, gleicht der Sonne, die doppelt schön nach dem kurzen Regenschauer scheint. Fast scheint es, als ob man sich nur zankte, um die köstliche Wonne der Versöhnung zu genießen. So erging es auch dem Sattler und Hannchen; beide waren wieder ein Sinn und ein Herz, zärtlicher, weicher und hingebender als je. Sie schmiegte sich weit inniger an ihn und folgte ihm jetzt ohne Widerrede über die kostbaren Marmortreppen in den prachtvollen Saal, von dessen Glanz sie geblendet die Augen niederschlug. Es fehlte nicht viel, so hätte sie laut vor Ueberraschung und Verwunderung aufgeschrieen. Nein, so schön, so gottvoll hatte sie sich das Alles nicht gedacht;

ihre Blicke schweiften verwirrt zur Decke empor und wieder zurück zu dem eingelegten Mosaikfußboden, den sie kaum mit ihren Füßen zu betreten wagte. Sie ging wie im Traume, als hätte sie ein Zauberer in das Feenreich mit einem Mal versetzt. Der Zauberer war aber ihr geliebter Sattler und ihre dankbaren Blicke hingen an ihm mit dem Ausdruck der reinsten, unaussprechlichen Liebe, als hätte er ihr die ganze Pracht geschenkt und zu ihren Füßen niedergelegt. Er kam ihr ordentlich weit größer vor als sonst und in ihre Dankbarkeit mischte sich unwillkürlich auch ein gewisser Respekt, mit dem man zu seinem Wohlthäter emporzusehen pflegt. Gustav theilte ihr Entzücken und weidete sich an ihrem kindlichen Erstaunen, während er selbst weit ruhiger blieb und nur in ihrem Genusse schwelgte. Am meisten aber wunderte sich Hannchen, daß die mehrsten Leute so gleichgültig, selbst gelangweilt in den herrlichen Sälen herumstanden oder saßen. Das konnte sie nicht begreifen, aber sie wußte freilich nichts von der modernen Blasirtheit, wie der Genuß die Reizbarkeit abstumpft und wie das frühreife Geschlecht der Hauptstadt, oder der ganzen Gegenwart, bald keine rechte Freude mehr haben wird. Davon hatte das gute, schuldlose Kind keine Ahnung; denn trotzdem sie in der Residenz wohnte, lebte sie bei ihren Eltern in strenger Abgeschiedenheit meist zu Hause, in beschränkten Verhältnissen. Manche vornehme

Dame hätte das einfache Mädchen um seine Empfänglichkeit und die geistige Frische, mit der sie jeden Eindruck in sich aufnahm, beneiden können und dafür gern alle ihre Weltbildung, Erfahrung und sogenannte feine Lebensart hingegeben. Hannchen war wie berauscht von der sie umgebenden Herrlichkeit und als gar die treffliche Musik von dem erhöhten Orchester herab ihre schmetternden Töne erschallen ließ, ein lustiger Walzer nach dem andern sie anjubelte; da wußte sie sich vor Vergnügen kaum zu lassen; ihr ganzer Körper schauerte vor Wonne, ihre tanzlustigen Füße schlugen den Takt und wären am liebsten aufgesprungen, um mit dem geliebten Sattler auf dem glatten Boden hinzufliegen. —. Der Saal war mit Menschen vollgepfropft, nur mit Mühe und Noth fand Gustav für sich und seine Begleiterin einen Tisch, den er in Besitz nahm. Nachdem er sie untergebracht, eilte er zum Buffet, um eine kleine Erfrischung zu holen, denn wenn Aug' und Ohr befriedigt sind, meldet sich wohl auch der Magen und verlangt ebenfalls seinen Antheil. Hätte Hannchen eine Ahnung gehabt, sie hätte ihn gewiß zurückgehalten, so war er im Gedränge verschwunden, ohne ihr ein Wort zu sagen. Sie saß allein, aber bald fand sich zu ihr eine Gesellschaft, welche ihr keineswegs willkommen war. Ihre Schönheit und ihr frisches Aussehen hatten die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes auf sich gezogen, dessen

Physiognomie gerade nicht die besten Absichten verrieth. In den verlebten Zügen lag das Geständniß einer frühzeitig verbrauchten Kraft, das durch die eingefallenen wässerigen Augen nicht widerlegt wurde. Dieselben waren von sparsamen Wimpern beschattet und die Augenbrauen sahen aus, als hätten sie Mottenschaden gelitten. Haare und Bart waren semmelblond, dünn und schütter; das Bärtchen spitz, wie es die Ziegenböcke zeigen. Ein fatales, selbstgefälliges Lächeln schwebte um die schmalen, welken Lippen; in der einen Hand die Lorgnette, in der andern das dünne Spazierstöckchen, glotzte sie der Stutzer in einer Weise an, daß sie sich abwenden mußte und ihre Augen niederschlug. Sie empfand vor dem fatalen Gesichte einen Widerwillen und doch kam es ihr so bekannt vor. Je größer aber ihre Verlegenheit wurde, desto mehr Spaß schien es dem Gecken zu machen, desto zudringlicher wurde er. Mit tänzelnden Schritten näherte er sich jetzt dem Tische, woran sie saß; er setzte sich ihr gegenüber und starrte sie durch das eingekniffene Glas an, sich das dünne Bärtchen streichend. Darüber wurde sie ganz feuerroth, ihre Wangen glühten; ängstlich wendete sie sich ab und sah sich nach dem noch immer abwesenden Sattler um, der ihr viel zu lange ausblieb. Der eitle Narr räusperte sich und hustete, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Huste nur, so viel Du willst, dachte Hannchen im Stillen,

ich rege und rühre mich nicht. Als er sah, daß ihm das nichts half, that er den Mund mit den falschen, eingesetzten Zähnen auf.

„Fräulein!" sagte er im süßlichen Tone. „Sie sitzen so allein; Sie erlauben wohl, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste?"

Aus Furcht und Aerger vermochte sie kein Wort hervorzubringen; er nahm ihr Verstummen für eine schüchterne Einwilligung und rückte mit seinem Stuhle näher heran. So viel er aber ihr näher kam, um so viel entfernte sie sich wieder von dem Zudringlichen, so daß er merken konnte, was die Glocke für ihn geschlagen hatte. Aber weit eher lassen sich die unvernünftigen Fliegen von einem Zuckerkorb verscheuchen, als so ein Mädchenjäger, wenn er seine Netze für ein unschuldiges Opfer auswirft. Er schien sich gar nicht um ihren deutlich ausgesprochenen Widerwillen zu kümmern, denn er war von seiner Liebenswürdigkeit und Unwiderstehlichkeit so vollkommen überzeugt, daß er Hannchen's ziemlich unfreundliches Benehmen nur für gewöhnliche Mädchenziererei nahm, worin er sich jedoch sehr irrte.

„Darf ich Ihnen," fragte er nach einer Pause, „etwas anbieten, eine Tasse Chocolade, oder ein Glas Eis?"

„Ich danke," antwortete sie leise.

„Sie müssen 'was annehmen," bat er zudringlich und

rief dem vorübergehenden Kellner zu, zwei Portionen Vanillen-Eis zu bringen. „Aber recht kalt muß es sein," fügte er hinzu und lachte über seinen eigenen schlechten Witz.

Der Kellner mußte den sauberen Herrn schon kennen und auch die Art seines weiblichen Umganges, denn der Bursche sah Hannchen mit unverschämten Blicken an und grinste dazu. Zum Glück hatte sie keine Ahnung von dem, was sich der freche Mensch dachte, sonst wäre sie gewiß vor Scham in die Erde gesunken, oder aufgesprungen. Das hätte sie auch so am liebsten gethan, wenn sie nicht gefürchtet hätte, daß der Sattler zurückkommen und sie dann unter den vielen Menschen nicht finden würde. Es lag wie Zentnerlast auf ihrem Herzen, wie die Ahnung eines ihr nahe bevorstehenden Unglücks. Der junge Stutzer saß noch immer da, trotzdem sie ihm keine Antwort gab, er streckte seine magern Beine lang vor sich hin und schien sich förmlich an ihrer Bangigkeit zu weiden. Vergebens aber bemühte er sich, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, höchstens brachte er ein einsilbiges Ja oder Nein von ihr heraus und auch das nur mit großer Noth, um nicht unhöflich zu erscheinen und weil sie ihm auch nicht ihre wahre Angst zeigen wollte; den Triumph gönnte sie ihm nicht. Damit war er aber vorläufig schon zufrieden und je mehr sie schwieg, desto redseliger war er; das mußte ihm aber der Neid lassen, daß er eine große Suade besaß und zu sprechen verstand er

auch, wie nicht bald Einer. Die Worte flossen ihm nur so vom Munde wie Honig und Zucker, denn er hatte eine förmliche Profession daraus gemacht, unschuldige Mädchen zu beschwatzen, und an Uebung fehlte es ihm nicht; das mußte man ihm schon von Weitem ansehn. Er wußte allerhand schnurrige Geschichten zu erzählen, vom Theater und Maskenbällen schön zu reden; auch fehlte es ihm nicht an Witz, der freilich nicht aus seinem Kopfe stammte, sondern vom Buchhändler und aus allerlei schlechten Blättern geholt war. Hannchen war just nicht verwöhnt und sie lachte auch einigemal, anfänglich leise, mitunter auch laut, denn junge Mädchen lachen immer gern, oft über die größten Dummheiten am allermeisten. Als er sie aber so fröhlich sah, glaubte er schon bei ihr gewonnenes Spiel zu haben und er mischte verschiedene Zweideutigkeiten in's Gespräch, über die sie ganz roth wurde, obgleich sie zum Glück nicht Alles verstand, was aus seinem ungewaschenen Mund kam. Damit hatte er es aber wieder mit ihr verdorben und das Bischen Freundlichkeit, das sie ihm bezeigt, verschwand wie ein Sonnenstrahl vor den dunklen Wolken, um einer ernsten Miene Platz zu machen. Sie war zwar kein solch geziertes Wesen, das am liebsten den Schemelbeinen Hosen anziehn möchte, weil sie nackt sind, auch erschrak sie nicht vor einem lustigen Spaß, mochte er auch ein wenig derb ausfallen, aber Hannchen war ein

ehrbares Mädchen und duldete keinen Schmutz weder an ihren Kleidern noch an Worten. Eine natürliche Weiblichkeit und ein angebornes Schamgefühl hüteten sie besser wie alle Gouvernanten, Erzieher und Keuschheitswächter, mit denen die vornehmen Leute ihre Töchter zu beschützen suchen. Wie die Mimose bei der leisesten Berührung zusammenschauert und die kleinen Blättchen einzieht; so zog auch sie sich vor jeder unsauberen Begegnung zurück. Die Gegenwart des Wüstlings mußte sie freilich noch ertragen, denn sie war ihm schutzlos gegenüber, da der Sattler unerklärlich lange ausblieb; aber von nun an gönnte sie ihm auch nicht das geringste Wort, oder einen Blick; sie lachte nicht mehr über seine Witze, mochten sie auch noch so komisch klingen. Das war aber dem jungen Herrn keineswegs angenehm; zwar nicht zum ersten Mal, aber doch höchst selten, widerfuhr es ihm, daß ein Mädchen und noch dazu ein so schönes und liebliches wie Hannchen ihn nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern gradezu mit Verachtung behandelte. Das wurmte ihn und forderte zugleich seine Eitelkeit heraus; er mußte mit ihr näher bekannt werden, koste es auch was es wolle. Von nun an hütete er sich, ihr auch nur mit einem zweideutigen Worte beschwerlich zu fallen; er nahm ein ganz anderes, gesetztes Betragen an und hatte er früher mit einer Art von Wegwerfung und Leichtigkeit mit ihr gesprochen, so schlug er jetzt dafür einen fast ehrerbietigen

Ton ihr gegenüber an, so daß Hannchen fast an ihm irre wurde. Der junge Herr war, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt und konnte sich auch verstellen, daß man glaubte, er hätte nie ein Wässerlein getrübt. Er bat sie förmlich wegen seines früheren Benehmens um Entschuldigung und gab nicht eher Ruhe bis ihm Hannchen ihre Verzeihung versicherte.

„Ich weiß nicht,“ sagte er mit scheinheiligem Gesicht, „was Sie von mir denken werden, Sie werden mich für einen schlechten Menschen halten; aber glauben Sie, daß sind nicht die Schlimmsten, welche mit dem Munde nur so reden. Lernen Sie mich erst genauer kennen. Mein Vater ist der Rentier Hasenfritz und ich heiße August.“

„August!“ wiederholte Hannchen nachdenklich, „August Hasenfritz.“

„Der Name scheint Ihnen nicht fremd zu sein, mein Fräulein! Auch kommen Sie mir, je länger ich Sie ansehe, desto bekannter vor. Sollte ich schon früher einmal das Glück gehabt haben. Meine Eltern wohnen in der Reichsstraße.“

Jetzt konnte sie nicht länger mehr zweifeln, daß es ihr Cousin war, August Hasenfritz, mit dem sie einst als Kind gespielt und den sie damals, als die Eltern noch mit einander sich vertrugen, auch recht lieb gehabt hatte. Seit-

dem waren freilich Jahre, lange Jahre vergangen; aus dem Knaben war ein Mann, aus ihr selber eine blühende Jungfrau geworden. August war in eine Pensionsanstalt gekommen, hatte weite Reisen zu seiner Ausbildung gemacht und war erst seit einigen Monaten von Paris zurückgekehrt. Kein Wunder, daß sie ihn nicht wieder erkannte, obgleich sein Gesicht ihr gleich anfänglich nicht fremd erschienen. War es die Erinnerung, oder die geheimnißvolle Macht der Blutsverwandtschaft; sie freute sich herzlich über ihre Entdeckung und vergaß schnell den ersten, unangenehmen Eindruck dieser unerwarteten Begegnung. Lächelnd begrüßte sie den überraschten Cousin, indem sie ihren Namen und ihre Familie nannte.

„Hannchen!“ rief er voll angenehmen Erstaunens. „Wie Sie wären —“

„Sag' doch nur Du,“ antwortete sie treuherzig und ohne Arg.

„Das will ich auch thun, wie vor alter Zeit. Wer hätte das auch ahnen können, aber ich fühlte mich gleich so hingezogen. Es war die Stimme der Natur, der Ruf des Blutes. Zehn Jahre also, daß wir uns nicht gesehn haben. Wie schnell die Zeit vergeht. Du warst damals erst acht, ich dreizehn Jahre. Denkst Du noch daran, wie wir mit einander spielten und ich Dir immer Bohnen mitbrachte.

Für jede neue Bohne bekam ich einen Kuß von Dir. O! ich wußte schon damals die Schönheit zu würdigen."

Sie wurde roth vor der Erinnerung und den eigenthümlich lüsternen Blick, den ihr der so unvermuthet wiedergefundene Cousin zuwarf. Sie mußte unwillkürlich an sein früheres Benehmen zurück denken und trotz ihrer verwandtschaftlichen Liebe fühlte sie doch einen leisen Schauer bei seinen Worten. Bald aber wußte er diese warnende Stimme zu verscheuchen; er konnte, wenn er nur wollte, recht liebenswürdig sein und ihr argloses Gemüth gab sich vollkommen der Freude über dieses unerwartete Zusammentreffen hin. Der zurückkehrende Sattler fand sie im angelegentlichen Gespräch mit ihrem Cousin. Vor Schreck blieb Gustav ganz entsetzt stehn und wußte kaum ein Wörtlein hervorzubringen, als er sie so in der Gesellschaft eines jungen und ihm gänzlich fremden Mannes sah. Erst als er von ihr das Verhältniß erfuhr, in dem sie zu August Hasenfritz stand, faßte er sich einigermaßen, obgleich er einen gewissen Widerwillen kaum zu unterdrücken vermochte. Beim ersten Anblicke empfanden die beiden Leute gleich eine unwillkürliche Abneigung für einander, die aus ihrer gänzlich verschiedenen Natur entsprang. Es konnte auch keinen größeren Contrast geben, als der zwischen dem ehrlichen, körperlich und geistig kerngesunden Sattler und dem schlauen, blasirten und abgelebten Wüstling, der, trotzdem er erst

zweiundzwanzig Jahre zählte, bereits das Leben nach allen Seiten erschöpft zu haben schien. Verstohlen maßen sich Beide mit mißtrauischen, feindlichen Blicken; es bedurfte gewiß nur der geringsten Veranlassung, um diese gehässige Stimmung zum Ausbruch zu bringen. Für Gustav war es mit der Sonntagslust vorbei, auch Hännchen drang, da es schon spät war, auf die Rückkehr. Der Cousin bot sich zur Begleitung an, wofür ihn der Sattler dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst; denn für einen Verliebten giebt es gewiß keine größere Pein, als die unberufene Einmischung eines Dritten. Aergerlich und verstimmt schlenderte er nebenher, denn der gewandtere Hasenfritz war ihm zuvorgekommen und hatte, ohne viel zu fragen, Hannchen seinen Arm angeboten. Das erboste den Sattler und er hätte am liebsten mit aller Welt Händel angefangen, um seine innerliche Wuth zu vertoben. Anfänglich merkte das Mädchen gar nicht, was in ihm vorging und warum er so still nebenher trabte, ohne sich an der Unterhaltung zu betheiligen, welche der Cousin sehr lebhaft zu führen wußte. In ihrer Arglosigkeit hatte sie gar keine Ahnung von seinem Zorn; sie plauderte mit Hasenfritz ganz unbefangen und lachte auch zuweilen über seine oft drolligen Bemerkungen aus voller Brust. Je fröhlicher sie aber war, desto grimmiger wurde der Sattler und ihr lustiges Gelächter schnitt ihm in's Herz wie ein zweischneidiger Dolch. Es ist ein gar schlimmes

Ding um die Eifersucht, welche den Verliebten die größte Pein bereitet. Alle Qualen der Hölle sind dagegen nur eine Kleinigkeit; das peinigt und brennt, prickelt und stachelt wie ein tollgewordener Wespenschwarm, als wenn zehntausend Teufel in der Brust losgelassen würden. Je größer die Liebe, desto furchtbarer der Schmerz; ein solcher Gifttropfen genügt, um das ganze Blut in Aufruhr zu bringen, daß es gährend durch die Adern braust, das Gehirn des Menschen zum Sieden bringt und zum Wahnsinn treibt. Die Eifersucht ist im Paradiese der Liebe der Engel mit dem feurigen Schwerte, der das Glück heraustreibt und für immer aus der Brust verbannt. — Von schwarzen Gedanken erfüllt, trat der Sattler jetzt den Heimweg an. Wie hatte er sich auf den Sonntag die ganze Woche lang gefreut, wie glücklich war er noch vor wenig Stunden gewesen und nun war Alles so ganz anders. Er verwünschte seinen Einfall, nach dem „Tivoli" zu gehn; er ärgerte sich über die Musik, die ihn verlockt, über die Menschen, denen er gefolgt, über Hannchen, über sich und am allermeisten über den Cousin, der doch eigentlich die geringste Schuld hatte. Wunderlich ist doch des Menschen Herz und seine Stimmung wechselt wie der Wind, der die Wolken dort am Himmel treibt; jetzt strahlt der Mond im sanften Silberlicht und glänzt in schönster Pracht; im nächsten Augenblick verschwindet er in dunkle Trauerschleier eingehüllt. Alles ist vergänglich, die

Freude wie der Schmerz, die höchste Wonne wie die tiefste Trauer und ewig nur das Göttliche in der Liebe wie in der Natur. Darum hüte sich der Mensch und halte fest an sich und Andere mit reinem Vertrauen und inniger Treue. — Zuletzt mochte Hannchen doch wohl merken, weshalb der Geliebte so stumm und verdrossen neben ihr her schlenderte; das that ihr leid, aber sie konnte doch darum dem Cousin nicht ihren Arm entziehn und ihm den Rücken wenden. Um den Sattler wieder gut zu machen, richtete sie nach Mädchenart ihre Fragen ausschließlich an ihn und redete ihn freundlich an, aber er war zu verbittert, um ihr eben so zu antworten. Höchstens brummte er einmal in den Bart, oder er gab ihr einen kurzen, fast schnöde klingenden Bescheid, wodurch sie sich wiederum gekränkt fühlte, um so mehr, da sie sich ihrer guten Absicht bewußt war. Das that nicht gut und goß nur Oel in's Feuer. Der schlaue Hasenfritz mochte wohl ahnen, was zwischen den Liebesleuten vorging und schürte Seinerseits die glimmenden Kohlen an, es lag nicht an ihm, wenn daraus kein Brand entstand. Als Hannchen vor ihrer Hausthür stand und den Sattler fragte, ob er nicht mit hinaufkommen wolle, da antwortete er mit einem trotzigen Nein; und sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Im nächsten Augenblicke schon empfand er Reue, aber es war zu spät, um seinen Fehler wieder gut zu machen. Dafür bot er ihr zum Abschied die

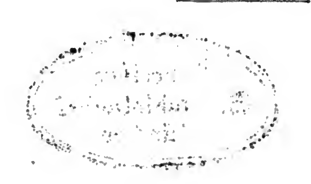
Hand; sie nahm dieselbe kalt, ohne seinen herzlich gemeinten Druck zu erwiedern, mit dem er sie, nur ihr verständlich, im Geheimen um Verzeihung bat.

Der Cousin stand daneben und hätten die Liebenden für etwas Anderes Sinn gehabt, so würde ihnen das schadenfrohe Lächeln aufgefallen sein, das um seine welken Lippen schwebte. In zärtlichen Worten nahm er von Hannchen Abschied; sie wollte ihn nicht einladen, mit ihr zu den Eltern hinaufzukommen, weil sie die zwischen beiden Familien herrschende Feindschaft als noch bestehend betrachtete und sie es daher unter solchen Umständen nicht schicklich fand, ihn aufzufordern. Daß bereits eine Versöhnung statt gefunden und aus welchem Grunde, davon hatte sie keine Ahnung.

„Auf Wiedersehn, schöne Cousine!" rief ihr Hasenfritz zu und nahm ihre Hand, die sie ihm willig überließ.

Der Sattler stand dabei und knirschte mit den Zähnen; dann drehte er sich hastig um und ging, ohne sie eines ferneren Blickes zu würdigen, oder ihr eine „gute Nacht" zu sagen. — Mit schwerem Herzen kehrte sie zurück, mit leichterem war sie gegangen.

So endete der Sonntag düster und traurig, der so schön begonnen hatte.



Fünftes Capitel.

Am nächsten Morgen erwachte der Kassenbote in seinem Bette mit wüsten Kopfschmerzen; er mußte sich erst förmlich besinnen, was am vergangenen Tage mit ihm vorgegangen war. Fast kam es ihm wie ein Traum vor und hätte er nicht das verhängnißvolle Zeitungsblatt wieder vor Augen gehabt, er würde noch immer gezweifelt haben. So aber lag die Wirklichkeit Schwarz auf Weiß vor ihm und die große Erbschaft also doch nicht nur geträumt. Jetzt erinnerte er sich auch, daß er bei Schwager Hasenfritz gewesen und mit diesem aus einer Flasche getrunken habe, mehr als ihm zuträglich gewesen. Wer ihm früher gesagt hätte, daß dies möglich sei, den hätte er tüchtig ausgescholten, einen Narren, einen Faselhans genannt. Seit zehn Jahren hatte er mit keinem Fuße das Haus seines Schwagers betreten, weder diesen, noch die Schwester gesehn; und nun war er wieder mit ihnen ausgesöhnt und eines Herzens, eines Sinnes. Solcher Wechsel erschien ihm selber so wunderbar, daß er noch immer nicht recht daran glauben konnte. Einen Rausch hatte er als ganz junger Mann gehabt, aber seit er verheirathet war, kam so 'was nicht mehr bei ihm vor und er schämte sich ordentlich, daß ihm in seinen alten Tagen das passiren konnte. In dieses Ge-

fühl körperlicher und geistiger Niedergeschlagenheit mischte sich allerdings der angenehme Gedanke der bevorstehenden Erbschaft. Der Kassenbote war von Natur grade nicht geldgierig und bis jetzt mit seinem Loose stets zufrieden gewesen, aber der gestrige Tag und das Zwiegespräch, welches er in der Nacht mit seiner Frau gepflogen, blieb doch nicht ganz ohne Eindruck auf sein zufriedenes Gemüth. So bald er seinen Rausch ausgeschlafen, mußte er ihr noch am Abend Alles erzählen, wie er bei dem Schwager aufgenommen worden und was sie dort mit einander gesprochen und verabredet hatten. Haarklein mußte er ihr Alles berichten, die ganze Einrichtung ihr schildern, so weit er sich daran erinnern konnte. Das that er auch und bei der Erwähnung von all der Pracht und Herrlichkeit, von den Tapeten und Polsterstühlen, von den Stutzuhren und den feinen Teppichen, regte sich in ihrem Herzen ein gewisser Neid.

„Wir können es auch einmal so haben," meinte sie, „wenn wir das Geld bekommen."

„Dies wird wohl noch eine Weile dauern," antwortete er mit einem Seufzer. „Das Prozessiren kostet Zeit und vor Allem Geld."

„Das wird sich schon finden. Dafür laß Du nur den Schwager sorgen, der ist mit allen Hunden gehetzt."

„Er wollte, wie ich mich erinnere, heute Abend herkommen und die Schwester mitbringen, damit wir mit einander verabreden, was nöthig ist."

„Ja, wer hätte das gedacht, daß die uns einmal aufsuchen würden. Ich weiß nur nicht, wie wir sie aufnehmen sollen. Wir wohnen so beschränkt und es sieht so gemein und bürgerlich bei uns aus; die werden schön die Nase rümpfen."

„Ja, ja," sagte er kleinlaut, indem er einen Blick auf die ärmlichen Wände, auf den wackligen Tisch und die plumpen, alten Stühle warf. „Es ist wahr, mit unserer Einrichtung können wir keinen Staat machen. Ein Schrank beim Schwager kostet so viel wie unser ganzes Gerümpel."

Es war zum ersten Male, daß dem wackeren Mann die Aermlichkeit seiner Umgebung und seiner Verhältnisse auffiel. Früher hatte er nicht daran gedacht, einen Vergleich anzustellen; er fühlte sich in seinen vier Pfählen so glücklich und vielleicht noch weit glücklicher wie der König. Jedes einzelne Stück in seiner Wohnung war ihm lieb und werth, es war gleichsam mit ihm verwachsen und gehörte zu ihm; auch wäre ihm niemals der Gedanke eingefallen, daß es anders sein könne, daß es schönere Stühle, ein weicheres Sopha, Tapeten und Bilder auf der Welt gäbe und daß er jemals danach verlangen werde. Sein gesun-

der Sinn indeß bekämpfte noch die in ihm aufsteigende Versuchung.

„Was thut's," setzte er mit einem leichten Lächeln hinzu. „Mögen sie die Nase rümpfen; ich mache mir nichts draus. Gott Lob! Wir haben keine Ursache, andere Leute zu beneiden."

„Und wenn wir die Erbschaft ausgezahlt erhalten, können wir uns auch Alles anschaffen und in eine bessere Wohnung ziehn."

„Kommt Zeit, kommt Rath. Man gießt kein unreines Wasser aus, bevor man reines hat," antwortete er mit philosophischem Gleichmuth, oder vielleicht mit der Logik des Fuchses, dem die Trauben zu sauer waren, weil sie ihm zu hoch hingen.

Mutter Bauer konnte aber den Gedanken an den angekündigten Besuch nicht so schnell wieder los werden; sie war voll Sorge und wie die meisten Frauen an ihrer Stelle, wollte sie sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß sie vor den reichen Verwandten beschämt da stehn würde. Wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie am liebsten den Besuch abbestellt, um nicht ihre bis dahin zwar so glücklichen aber doch beschränkten Verhältnisse Preis zu geben. Das ging aber nicht an, da sich kein vernünftiger Grund für ein solches Verfahren finden ließ, wodurch außerdem die eben wieder hergestellte Freundschaft leicht einen Stoß

bekommen hätte. Sie mußte es sich noch für eine große Ehre rechnen, daß der reiche Herr Schwager sich so herabließ.

„Wir müssen ihnen doch etwas Ordentliches vorsetzen, wenn sie auf den Abend kommen. Die sind nicht an Kartoffeln und Mehlsuppe gewöhnt."

„Da hast Du Recht; man darf sich nicht vor ihnen lumpen lassen."

„Wir werden wohl einen Braten geben und auch eine Flasche Wein. Was das wieder kosten wird. Das Fleisch wird mit jedem Tage theurer."

„Was sein muß, muß sein. Ich werde Dir das nöthige Geld dazu geben, Einmal ist kein Mal und alle Tage haben wir doch nicht den Besuch."

Sonst war der Kassenbote nicht so schnell mit der Hand in der Tasche, um Geld heraus zu langen, aber auch er wollte vor dem Schwager nicht wie ein armer Mann erscheinen, der er auch nicht war, sondern zeigen, daß er etwas draufgehen lassen könne, bei der passenden Gelegenheit. Damit endete das eheliche Zwiegespräch in der Nacht und der Gegenstand erschien der Frau so wichtig und beschäftigte dermaßen ihren Geist, daß sie darüber die Gardinenpredigt vergaß, welche sie ihm eigentlich zugedacht hatte, wegen seines langen Ausbleibens und des Rausches, den er sich am Morgen angetrunken hatte. Ja sie war

so aufgeregt über all die Ereignisse, Mittheilungen und Nachrichten, daß sie kaum ein Auge die ganze Nacht zumachte, wogegen der Mann, noch von den Weindünsten umnebelt, um so schneller wieder einschlief. — Auch auf Hannchen's holde Augen wollte sich der Schlummer nicht so bald niederlassen, wie gewöhnlich. Sonst brauchte sie sich nur in's Bett zu legen und sie schlief sogleich ermüdet von der Arbeit ein, von den lieblichsten und angenehmsten Träumen umgaukelt, in denen die Erscheinung des Sattlers natürlich immer die Hauptrolle spielte. Das war heute ganz anders und so sehr sie sich auch bemühte, der Schlaf wollte nicht kommen und grade, wo sie ihn am nöthigsten bedurfte, um ihren ersten ernstlichen Liebeskummer zu verscheuchen. Der kalte Abschied vom Geliebten hatte ihr gar zu weh gethan; sie konnte sich gar nicht darüber beruhigen; bald war sie erzürnt über ihn, bald aufgebracht gegen sich selbst, jetzt fand sie, daß er sie beleidigt und dann wieder, daß sie ihn gekränkt. Ihr Herz war so betrübt, so schwer, daß sie laut auf ihrem Lager seufzte. Dabei liebte sie ihren Sattler mehr als je, denn das ist eben das Eigene und Wunderbare der wahren Liebe, daß die wirklichen oder vermeintlichen Kränkungen, so ihr von dem Geliebten widerfahren, wie Oel oder frischer Windhauch nur die Gluth noch schüren. Je mehr sie leidet und gequält wird, desto fester wird sie auch, gleich

edlem Stahl, der im Feuer sich erst härtet. — Der helle Mond schaute durch das Fenster herein, er allein konnte das schöne Hannchen sehen, wie sie in ihrem Bette halb aufgerichtet dasaß und die Thränen ihr über die Wangen liefen. Die Thränen der Liebe in der Jugend sind aber wie nächtlicher Thau, der die Blüthen und Blättchen des Herzens tränkt und von der Morgensonne wieder hinweggeküßt wird, während die Thränen des Elends und der Verzweiflung im späteren Alter wie frostiger Reif sich auf das Leben niedersenken und nicht mehr weichen wollen. — Wäre aber das Mädchen an ihr Fenster getreten und hätte sie hinausblicken können auf die einsame, mondbeschienene Straße, so würde sie einen Schicksalsgefährten gefunden haben. An der Ecke stand ein Mann und schaute zu ihr empor, zuweilen ging er auch auf und nieder mit stürmischen Schritten. So trieb er es bis der Morgen graute, zur Verwunderung des Nachtwächters, der ihn fast für einen Spitzbuben gehalten hätte. Es war aber kein Dieb, sondern nur der verliebte Sattler, dem seine Leidenschaft ebenfalls nicht Ruhe ließ und der unter dem Fenster der Geliebten seine nächtliche Promenade machte, das Herz voll Leid und doch voll Zärtlichkeit für Hannchen. — Der Morgen kam endlich und mit ihm der gewohnte, einförmige Gang eines Werkeltages; da wird nicht viel gefragt nach deinen Schmerzen, deiner Lust; du mußt dich regen,

schaffen und arbeiten, um dem täglichen Bedürfnisse zu genügen. Nur den reichen und vornehmen Leuten ist es vergönnt, sich ihren Gefühlen zu überlassen und ihren Gedanken nachzuhängen. Der Arme, oder minder Wohlhabende, darf nicht die Hände in den Schooß legen, nicht einmal weinen und leiden kann er, wie und wenn er will. Das hat aber auch sein Gutes und hält von lähmender Gefühlsschwärmerei zurück. Am Waschfaß stand die Mutter und Hannchen half ihr das feine Linnen säubern, nur ihre bleicheren Wangen und minder glänzenden Augen verriethen ihren Schmerz; doch war sie fleißig und tüchtig bei der Arbeit wie immer, nur sang sie nicht dazu, wie es sonst zu geschehen pflegte. Auch die Kinder waren nicht so munter und fröhlich aufgestanden und zur Schule gegangen. Es gab nämlich vor dem Frühstück noch ein großes Strafgericht. Die Mutter hatte nicht umsonst die zerrissenen und beschmutzten Sonntagskleider mit scharfen Blicken gemustert, bevor sie dieselben hinweggräumte. Das junge Volk hatte sich gestern ohne Aufsicht gar zu wild herumgetummelt und nicht in Acht genommen; dafür bekam es nun Schelte und auch handgreifliche Bemerkungen hinter die Ohren, für künftige Fälle. Die Exekution ging natürlich nicht ohne Geschrei, Bitten, Thränen und Sträuben ab, so daß ein allgemeiner Aufruhr in der sonst so friedlichen Wohnung herrschte. Unter solchen verdrießlichen

Eindrücken verließ Vater Bauer die Seinigen, um sich auf die Bank und an sein gewohntes Geschäft zu begeben. Seine Laune war nicht die beste, wie man sich wohl denken kann; der Kopf that ihm weh, die müden Beine wollten ihn nicht tragen; grade heute gab es aber übermäßig viel zu thun und zu laufen, wie gewöhnlich nach einem Sonntage, wo Alles liegen bleibt. In seiner Zerstreutheit vertauschte er wohl zuweilen einen Wechsel mit dem andern und reichte einen leichten Beutel für einen schweren dem Kassirer hin, worüber dieser allerhand anzügliche Redensarten fallen ließ, über Confusion und Nachlässigkeit auch einmal klagte; was gewiß dem alten, erprobten Diener sehr weh that. In so gereizter Stimmung genügt aber oft ein Wort, dem Faß den Boden auszustoßen, während man sonst hundert schlimmere mit leichtem Sinn erträgt. Die Erbschaft spukte ihm auch im Kopf herum und machte ihn empfindlicher, da er sich im Geiste dann und wann für einen unabhängigen Mann ansah, der sich nicht mehr Alles gefallen zu lassen braucht. Es fehlte nicht viel, so wäre er mit seinen Vorgesetzten hart zusammengerathen; aber diese sahen dem alten Mann für heute noch Manches nach, weil sie bisher höchst zufrieden mit ihm gewesen waren. Statt aber solche Schonung anzuerkennen, beklagte er sich im Stillen über sein Schicksal, das ihn zu dieser Abhängigkeit verurtheilte; doppelt lastend bei der Aussicht auf die nach

seiner Meinung nahe bevorstehende, günstige Veränderung seiner Verhältnisse. So viel stand bei ihm fest; den Posten eines Kassenboten wollte er je früher, desto lieber aufgeben, wenn sich seine Hoffnungen erst erfüllen sollten. — Während er diesem Gedanken nachhing und sich die Zukunft im rosigten Lichte ausmalte, nahm Frau Bauer zu Hause in ihrer Wohnung eine vollständige Revolution vor. Da wurde gewaschen, gescheuert, gebürstet, gerieben, gekehrt und gefegt, bis jedes Winkelchen so sauber und geleckt aussah, daß es eine Freude war. Die alten Stühle und Schränke glänzten wie neu polirt, der Fußboden war so rein und blank, daß man darauf essen konnte, die Fensterscheiben strahlten noch einmal so hell und auf dem Spiegel war auch kein Stäubchen mehr zu sehen. Das hatte nicht wenig Mühe gekostet und der Schweiß stand der arbeitsamen Wirthin auf der Stirn in großen Perlen, aber zufrieden war sie doch noch immer nicht, denn trotz aller Anstrengung konnte sie nicht die altmodischen und bereits abgenutzten Möbel in neue und moderne umwandeln und so viel sie auch rückte und bald hier, bald da eine Aenderung vornahm, deshalb blieb doch Alles, wie es gewesen war, die Wände räucherig, die Fenster klein, die Dielen schief und die ganze Wohnung wollte nicht um einen Fuß größer und geräumiger werden. Das aber schmerzte sie und erfüllte ihr Herz mit großem Kummer, weil sie die

Verwandten ihres Mannes erwartete, vor denen sie nicht um ein Königreich beschämt dagestanden hätte. Aus der Wohnung lief sie in die Küche, wo der Braten auf dem Herde stand, den sie mit fieberhafter Angst beobachtete, damit er nicht schwarz werde, oder hart bliebe, oder zu weich ausfalle. Der Kopf brannte ihr ordentlich und sie wußte nicht, was sie zuerst thun sollte, ob waschen, oder kochen, Gardinen aufstecken, am Feuer stehen, Fenster poliren, oder Speck schneiden. Dazu kam noch, daß mit Hannchen heute gar nichts anzufangen war; das Mädchen war wie umgetauscht, so zerstreut, daß, wenn die Mutter Salz verlangte, sie ihr Zucker brachte und wenn sie Seife holen sollte, sie richtig nach den Kohlen griff. Es war nicht mit ihr auszuhalten und die Mutter, da sie einmal beim Waschen war, unterließ auch nicht, in gehöriger Weise ihr den Kopf zu waschen. Endlich war Alles so gut im Stande, wie es unter solchen Verhältnissen nur immer möglich war und Frau Bauer dachte an ihren eigenen Anzug. Zuvor warf sie aber noch einmal einen prüfenden Blick auf ihre Umgebung, mit der Schürze fuhr sie hier und da noch über einen Stuhl, oder eine Kommode, um sie abzuwischen, obgleich auch nicht die leiseste Spur von Staub darauf lag. Wenn aber einmal solch eine Hausfrau in's Reinmachen kommt, dann giebt es kein Ende und immer noch etwas zu thun. Jetzt schlug die alte

Schwarzwälder Uhr Sechs und draußen begann es schon dunkel zu werden. Sie erschrak, und wenn die angekündigten Gäste sie so in ihrem Küchenanzuge überrascht hätten, sie würde den Tod davon gehabt haben, denn was hätten sich die Leute von ihr denken müssen. Schnell holte sie aus dem Schrank ihr bestes Sonntagskleid hervor, womit sie allerdings auch keinen allzugroßen Staat machen konnte, aber es war doch von Seide, wenn auch ausgebleicht und verschossen. Das zog sie an und dann setzte sie vor dem Spiegel die neue Haube mit den schreiend rothen Bändern und den vielen Blumen auf, die sie zu Weihnachten von ihrem Alten zum Geschenk bekommen hatte. Sie gefiel sich selber in ihrem Putz und konnte nicht so bald von dem Spiegel wieder weg kommen, auch fand sie, daß es keine Kunst sei, schön zu sein, wenn man es nur dazu hat; denn Kleider machen Leute und wenn man in Sammt und Seide geht, so sehen Einem die Leute nach. Derartige Gedanken kamen ihr so ganz von selbst, als sie vor dem Glase stand und sich wohlgefällig darin betrachtete, was freilich nicht allzuoft zu geschehen pflegte. Endlich war sie mit ihrem Anzuge fertig und auch Hannchen mußte ein besseres Kleid anlegen, worüber diese sich nicht wenig wunderte. Aus den Reden der Mutter erfuhr sie nach und nach unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was vorgefallen und daß die Eltern sich mit der Familie des Onkels ausgesöhnt habe,

von wegen der Erbschaft, die so plötzlich wie vom Himmel heruntergeschneit war. Während die Mutter erzählte, dachte die Tochter nur an den Sattler; wie leicht der jetzt Meister werden und sie heirathen könne, wenn erst der Prozeß entschieden und der Vater das viele Geld bekommen hätte. Alles Uebrige kümmerte sie nicht und sie hörte ziemlich gleichgültig und kaum aufmerkend den ferneren Bericht an, von den fabelhaften Reichthümern, welche Frau Bauer mit lebhafter Phantasie noch um viele Tausende vergrößerte; worauf es ihr gar nicht ankam. — Der von der Bank heimkehrende Kassenbote fand bereits Gattin und Tochter in vollem Festtagsstaat.

„Was ist denn los?“ fragte er sie verwundert anstaunend. „Ist denn heute ein Feiertag?“

„Nun Väterchen! hast Du denn schon vergessen, daß wir den Schwager und Deine Schwester erwarten.“

„Und dazu habt Ihr Euch so in Wichs geworfen! Ich sage schon, mit dem Weibsvolk ist es nicht auszuhalten; ziehen die sich an, grad' als wenn der König kommen wollte.“

„Man muß sich doch bei einer solchen Gelegenheit zeigen, damit man nicht über die Achseln angesehen wird.“

„Meinetwegen! Ich habe auch unterwegs eine Flasche Wein geholt.“

„Doch recht guten. Du weißt, daß Hasenfritz sich

drauf versteht. Wenn er ihm nicht schmeckt, so verzieht er den Mund."

„Das kann er thun. Ein Schurke, der mehr giebt, als er hat und kann."

Endlich kam der mit so großer Bangigkeit erwartete Besuch, Herr Hasenfritz nebst Gemahlin und in Begleitung seines Sohnes. Dieser hatte sich um so lieber angeschlossen, da ihm Cousine Hannchen noch von der gestrigen Begegnung her im Kopfe lag. Sonst hätte er sich nicht so leicht bereit finden lassen, den schönen Abend in für ihn höchst langweiliger Gesellschaft zuzubringen, während die Hauptstadt so viele Zerstreuungen, Theater, Bälle und Spielpartieen bot. Außerdem war er in die Verhältnisse von seinem Vater eingeweiht worden und die Aussicht auf die bedeutende Erbschaft gab der Familie Bauer in seinen Augen ein höheres Interesse, als sie sonst wahrscheinlich für ihn gehabt haben würde. Trotzdem, oder eben weil Herr August Hasenfritz ein angehender Verschwender war, hatte er einzig und allein nur noch Achtung vor dem Geld, mit dem man sich solche Genüsse erkaufen kann, wie er sie liebte. — Der Empfang von Seiten des Wirths und der Wirthin war ein überaus herzlicher, wenn auch sehr verlegen. Die Gäste zeigten ihrerseits so viel Liebenswürdigkeit, als ihnen überhaupt nur zu Gebote stand. Herr Hasenfritz Senior schüttelte dem Kassenboten wiederholt

die Hand und bot ihm bereits zum vierten Male eine Prise aus der goldenen Dose an, welche er zwischen den Fingern spielend hielt, um sie nach allen Seiten glänzen und bewundern zu lassen. Mit herablassender Miene geruhte der Schwager, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und wie ihm das kleine Weinfrühstück bekommen; und als ihm der Kassenbote in seiner Einfalt erzählte, wie es ihm ergangen, da wollte er sich fast ausschütten vor Lachen.

„Also einen Katzenjammer hat's gegeben," scherzte er. „Das kommt davon, wenn man nichts vertragen kann. Doch Du wirst es schon gewohnt werden. Besuche mich nur öfter, dann bringst Du es vielleicht auch noch so weit, wie ich selber. Drei Flaschen Rothwein sind mir nur eine Kleinigkeit, die trinke ich im Handumdrehen und doch wirst Du mir nichts ansehen."

Das war keine angenehme Nachricht für den Kassenboten, der nur eine einzige Flasche Wein aufzutischen hatte, welche nun gar für fünf Personen ausreichen sollte, denn auf Hannchen war gar nicht gerechnet. Er ängstigte sich halb todt und ebenso ging es seiner Frau, wenn sie an den kleinen Braten, an das grobe Tischgedeck, an all' die tausend Kleinigkeiten dachte, welche die Welt einmal verlangt und die sie bisher nur selten oder gar nicht vermißt hatte. Sie saß wie auf Nadeln, während die Schwägerin in eleganter Toilette von ihrer Einrichtung, von der kost-

baren Wäsche, von den vornehmen Besuchen und feinen Mittagsbroden erzählte, oder vielmehr prahlte. Dann wurden all' die Kostbarkeiten ausgekramt, das echte Shawltuch für achtzig Thaler, die Goldbroche, die schweren Armbänder, die feinen Spitzen; kurz der ganze theure, aber geschmacklose Luxus einer Parvenü-Familie, womit diese zu imponiren und den Mangel an innerem Werthe und wahrem Glücke zu ersetzen sucht. Dagegen konnte Frau Bauer nichts aufweisen, als ihre wohlgerathenen Kinder. Sie hatte zwar nie von der edlen Mutter der Gracchen gelesen, oder gehört, welche bei einer ähnlichen Gelegenheit, als eine römische Dame vor ihr mit ihren Schätzen prahlte, ihre beiden Söhne dieser als den höchsten Schmuck zeigte. Aber auch sie stellte mit mütterlichem Stolze ihre kleine Nachkommenschaft der Schwägerin jetzt vor. Zu diesem Behufe hatte sie die Mädchen und die Buben gewaschen und gekämmt, mit reinen Kragen und Kleidern versehen, aber da die Sonntagsröcke zerrissen waren, so sah die ganze Gesellschaft nicht eben besonders aus, abgesehen davon, daß sie zum Aerger der Mutter vor den reichen Verwandten so scheu und linkisch thaten, daß diese am liebsten aus der Haut fahren wollte. Keins that den Mund auf, obgleich doch sonst ihre Sprachwerkzeuge den ganzen Tag nicht still standen; jetzt brachten sie kein Wort hervor und sobald sie nicht mehr bemerkt wurden, zogen sie sich in die

andere Stube zurück, wohin sie ohnehin verwiesen worden wären, weil sie an dem Abendbrode nicht Theil nehmen sollten, da Manches dabei zu besprechen war, was die Kinder nicht hören durften. Hannchen erschien nur ab und zu; sie hatte in der Küche alle Hände voll zu thun, das Abendbrod zu rüsten, den Tisch zu decken und darauf zu sehen, daß Alles zur Zufriedenheit der Gäste ausfalle. Still und geräuschlos vollführte sie ihr Werk, so oft sie kam, verwendete der Cousin keinen Blick von ihr. Er hatte sie gleich bei seinem Eintritt begrüßt und sie gefragt, wie ihr die gestrige Partie im Tivoli bekommen; worüber sie natürlich erröthete. Frau Hasenfritz schien ebenfalls den Geschmack ihres Sohnes zu theilen, denn sie war die Freundlichkeit selbst gegen ihre holde Nichte, lobte ihre Schönheit und Wirthlichkeit, streichelte ihr die glühenden Wangen und küßte sie voll Zärtlichkeit.

„Dein Hannchen,“ sagte sie zur Schwägerin, „ist ja ein prächtiges Mädchen geworden, seit ich sie nicht gesehen habe. Ich habe sie mir gar nicht so groß gedacht. Ja, ja, aus Kindern werden Leute. Wie lange wird es noch dauern und sie verheirathet sich. Der kann es nicht an einer guten Partie fehlen.“

„Sie macht uns viel Freude,“ antwortete Frau Bauer mit mütterlichem Stolz. „Das Kind ist brav und gut.“

„Die darfst Du nicht an den ersten besten wegwerfen. Für einen simpeln Handwerker ist das Mädchen viel zu gut und wenn wir erst die Erbschaft bekommen, so kann sie noch ganz andere Ansprüche machen.“

„Das denk' ich auch,“ stimmte die Mutter bei. „Sie braucht sich nicht zu beeilen und kann noch immer etwas Ordentliches abwarten. Das Mädchen verdient einen tüchtigen Mann.“

Nun legte Frau Bauer los; rühmte und lobte ihre Tochter, was sie auch mit gutem Gewissen thun konnte. Das Herz ging ihr förmlich auf, wie sie von ihrem Hannchen sprach, von ihrer Tüchtigkeit, ihrer Wirthlichkeit und all den vielen guten Eigenschaften, welche das Mädchen in der That besaß. Sie konnte gar kein Ende finden und ihre Augen glänzten vor mütterlicher Wonne. Die Schwägerin Hasenfritz hörte ihr mit vieler Andacht zu und machte im Stillen ihre Pläne für die Zukunft, denn sie hatte es trotz ihrer phlegmatischen Gutmüthigkeit faustdick hinter den Ohren sitzen. — Endlich machte das Abendbrod, welches von Hannchen hereingebracht wurde, der interessanten Unterhaltung ein Ende. Alle setzten sich zu Tisch, der Schwager neben Frau Bauer und der Kassenbote zu seiner Schwester, während Herr Hasenfritz junior bei dem lieblichen Hannchen einen Platz fand. Beim Essen herrschte anfänglich eine gewisse Verlegenheit, denn die braven

Wirthsleute fürchteten fortwährend, ihren Gästen nicht zu genügen und diese wechselten mit einander verdächtige und ironische Blicke des Einverständnisses. Die gelben abgestoßenen Teller von Steingut, das grobe Tischtuch, die einfachen Gabeln und Messer gaben diesen hinlänglichen Stoff zu einem unterdrückten Lächeln und der Herr Schwager konnte kaum die einsame Flasche Wein betrachten, ohne einen schlechten Witz darüber zu machen.

„Die ist für einen Zahn gerechnet," sagte er laut. „Bauer! Du bist wohl Mitglied vom Mäßigkeitsverein seit gestern geworden."

Der ehrliche Kassenbote murmelte eine unverständliche Antwort und wagte kaum aufzublicken, aber seine Schwester warf ihrem Gemahl einen strafenden Blick zu, den dieser sich mehr zu Herzen nahm, als es sonst mit ihren Ermahnungen geschah; denn, wo es seinen Vortheil galt, konnte er gar sehr politisch sein und auch ein Auge, oder, wo es Noth that, selbst beide zudrücken. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, lobte er dafür den Braten und bat sich von der Wirthin noch ein zweites Stück aus, worüber diese ihn überaus freundlich anlächelte. Auch den Wein trank er, ohne den Mund zu verziehen; was ihm sehr sauer ankam, da das Gewächs an den Trank ihn erinnerte, den man Viermänner-Wein nennt, weil drei Männer dazu gehören, um den vierten zu halten, wenn er davon trinken

soll. Herr Hasenfritz that sogar ein Uebriges; er füllte sein Glas von Neuem, indem er sich von seinem Platz erhob und einen Toast auf die Wirthsleute, auf seinen braven Schwager und seine gute Schwester ausbrachte, der auch allgemeinen Anklang fand. Darüber waren beide so gerührt, daß ihnen die Thränen in den Augen standen und sie die lieben Anverwandten unter zärtlichen Küssen und Händedrücken umarmten.

„Alles vergessen und vergeben," stammelte der ehrliche Kassenbote, weil er vor Rührung schluchzend kaum ein Wort hervorzubringen vermochte.

Als er sich aber von dieser Gemüthsbewegung erholt hatte, stand auch er auf, um eine Rede zu halten. Er sprach von vergangenen Zeiten, von Liebe und Freundschaft, von Eltern und Kindern, von der Erbschaft und von der Verwandtschaft, von Leben und Sterben und noch Vieles, was zuweilen paßte, meist aber nicht recht passen wollte. Aber Alles war überaus gut gemeint und kam von Herzen, wenn es auch mitunter komisch klang und weder Hand noch Fuß zu haben schien. Oft war der Redner um das richtige Wort, oder um einen Ausdruck verlegen, aber dann brauchte man nur sein freundliches Gesicht und ihm in die ehrlichen Augen zu sehen, um zu wissen, was er sagen wollte und daß die treue Seele von wahrer Zärtlichkeit und Liebe überfloß. Darauf achtete

aber der naseweise Herr Neffe nicht, und es fehlte nicht viel, so hätte er dem würdigen Redner geradezu in's Gesicht gelacht, wenn er sich nicht vor Hannchen gefürchtet hätte, welche neben ihm saß und jede Verspottung des Vaters gewiß übel genommen haben würde. Als dieser sich aber endlich niedersetzte, mußte er sich den Schweiß von der Stirn wischen, so sehr hatte ihn seine Beredtsamkeit angestrengt, denn er war es nicht gewohnt, so viel und so anhaltend hintereinander und auf einem Fleck zu sprechen. Es war ihm fast so schwer gefallen, wie der schwerste Beutel, den er auf die Bank getragen. Nach und nach wurde die Tischgesellschaft immer vertraulicher und wärmer, nachdem einmal das erste Eis gebrochen war. Die Frauen hatten einander so viel zu sagen, sich heimlich in's Ohr zu zischeln und die Männer von Geschäften, besonders aber von der Erbschaftsangelegenheit zu sprechen. Auch die jungen Leute redeten eifrig mitsammen und die Mütter schienen mit Vergnügen diese beiderseitige Annäherung zu sehen. Da der Braten verzehrt und die Flasche Wein getrunken war, ohne daß sich jemand den Magen verdorben, oder einen Rausch geholt hatte, so wurde die Tafel aufgehoben. Vater Bauer bot seinem Gaste eine Pfeife mit echtem Varinas an, den er nur ausnahmsweise und an Feiertagen zu rauchen pflegte, aber der Schwager zog seine gestickte Cigarrentasche hervor und

zündete sich einen Glimmstengel an, desgleichen that auch Herr Hasenfritz junior, der sich nicht erst bitten ließ und ohne Umstände nach den Cigarren seines Vaters langte. Darauf wurde der Familiencongreß eröffnet, denn um einen solchen handelte es sich doch eigentlich, und die Erbschaftsangelegenheit förmlich zur Sprache gebracht. Es mußten die nöthigen Schritte zuvor erwogen werden, ehe man Ansprüche vor Gericht erhob. Mit gewichtiger Miene nahm Schwager Hasenfritz das Wort, der in Prozeßgeschichten bereits sich eine bedeutende Erfahrung erworben hatte.

„Ich habe," sagte er bedächtig, „bereits die nöthigen Erkundigungen eingezogen und bin auch bei meinem Advokaten gewesen. Die Sache verlohnt sich der Mühe, denn das Vermögen beläuft sich fast auf eine halbe Million."

„Auf eine halbe Million!" rief der Kassenbote fast erschrocken aus. „So groß hab' ich es mir doch nicht gedacht."

„Je mehr, desto besser. Aber die Geschichte wird Geld kosten, viel Geld und es können Jahre darüber vergehen, ehe die Masse ausgeschüttet wird. Die Prozeßkosten werden Tausende verschlingen. Ich kenne das und weiß, was es heißt, eine so verwickelte Sache zu führen. Wir müssen nach Zwickau reisen, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, Vorschüsse machen beim Gericht

und bei unserem Sachwalter, mit den betreffenden Beamten uns verständigen, Termine bezahlen, Recherchen anstellen, Beweise aufnehmen, Kopialien und Gebühren decken; die Extraausgaben ungerechnet, denn wer gut fahren will, der muß auch gut schmieren. Das ist keine Kleinigkeit und kein Kinderspiel, und ehe man sich es versieht, sind ein Paar hundert Thälerchen fort im Handumdrehen."

Das hatte sich der Kassenbote freilich nicht so schlimm gedacht und jedes Wort des umsichtigen Schwagers fiel wie eine Centnerlast auf ihn herab, es traf ihn wie Hagelschlag aus blauem Himmel und fiel niederschlagend auf die grüne Saat seiner jungen Hoffnungen. Kaum vermochte er vor Schreck ein Wort noch vorzubringen.

„So arg," stammelte er endlich, „habe ich mir die Kosten doch nicht vorgestellt. Ich glaubte so mit hundert, höchstens hundertfünfzig Thaler fortzukommen und die hätte ich noch allenfalls aufgetrieben."

Hasenfritz schlug ein lautes Gelächter über die Einfalt des Kassenboten auf; er konnte sich gar nicht darüber zu gut geben und fing immer von Neuem wieder zu lachen an.

„Hundert Thaler, hundert Thaler," rief er ein über das andere Mal, indem er sich ausschütten wollte. „Das ist auf einen Zahn. Das Gericht hat einen guten Magen

und schlingt so eine Kleinigkeit mir nichts, dir nichts hinunter. Mit hundert Thalern fängt sich gar nichts an; so viel kosten die bloßen Trinkgelder für die Gerichtsboten und das Porto in einer so großen Sache."

„Aber woher das viele Geld nehmen," fragte Vater Bauer ganz bestürzt, „und nicht stehlen? Das kann ich ja nicht durchführen, da fange ich lieber gar nichts an."

Einen Augenblick schien Herr Hasenfritz nachzudenken, ehe er dem ängstlich Lauschenden eine Antwort gab. Ueber die gemeinen Züge des Schneiders flog ein selbstgefällig pfiffiges Lächeln und er warf sich ordentlich in die Brust voll Hochmuth und Eitelkeit.

„Nur nicht den Muth verloren," sagte er, „nur nicht gleich die Büchse in's Korn geworfen, das bist Du Deiner Familie schuldig. Sollst sehen, daß ich es gut meine und Dir helfen will. Unser Vortheil geht jetzt Hand in Hand. Du und meine Frau seid die einzigen Erben, deshalb müssen wir auch fest zusammenhalten. Du führst den Prozeß in Deinem und in ihrem Namen und natürlich tragen wir zur Hälfte auch die Kosten. Ich werde Dich nicht stecken lassen und schon sorgen, daß es Dir an Geld nicht fehlen wird. Die Sache ist gar nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Wenn erst Eure Ansprüche vom Gericht anerkannt sind, dann finden sich auch schon die nöthigen Gelder. Da giebt es Kapitalisten, welche Vorschüsse ma=

chen, wenn sie sehen, daß etwas zu verdienen ist. Wie gesagt, laß Dir nur keine grauen Haare wachsen; ich werde Dir schon mit Rath und That unter die Arme greifen. Mein Advokat hat bereits eine Eingabe angefertigt, die Du nur morgen dem Gericht zu übergeben brauchst, um einstweilen Dir Dein Recht zu wahren. Das Uebrige findet sich und so lange ich lebe, soll es Dir nicht an Mitteln fehlen."

Das freundliche Anerbieten des Schwagers klang so verführerisch und schien so ehrlich gemeint, daß der Kassenbote ganz an ihm irre wurde und im Stillen ihm alles Unrecht abbat, was er an ihm begangen zu haben glaubte. Er hatte ihn immer früher für einen eigennützigen Menschen, für einen Wucherer und Halsabschneider gehalten, ihm nur das Schlimmste und nicht einen Funken Liebe zugetraut; nun aber mußte er zu seiner Beschämung eingestehen, daß er sich getäuscht, daß Hasenfritz die großmüthigste Seele auf Gottes Erde war, ein edler Mann voll Aufopferung und Hingebung für die Seinigen. Darum meinte er nicht recht gehört zu haben, oder nur zu träumen, er zweifelte noch immer an der Wahrheit dieses Anerbietens, aber der Schwager wiederholte noch ein Mal seine früheren Worte, so, daß Bauer freilich jetzt daran glauben mußte. Hätte er nur die Absicht des schlauen Schneiders durchschauen können, so würde er ihm nicht so innig gedankt

haben wie er es jetzt that. Herr Hasenfritz war aber ein feiner Kunde und ließ sich nicht so leicht in die Karten sehn.

Vorläufig schloß der Familiencongreß zur allgemeinen Zufriedenheit; man hatte sich vollkommen verständigt, die nöthigen Schritte verabredet und hielt die große Erbschaft für so sicher, als wenn das Geld bereits in der Tasche wäre. Unter den zärtlichsten Freundschaftsversicherungen nahmen die Gäste von ihren Wirthsleuten Abschied, mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Man umarmte und küßte sich, schüttelte einander die Hände und auch Herr Hasenfritz, Junior, war heute die Liebenswürdigkeit und Feinheit selbst gegen seine Cousine gewesen, so daß auch die letzte Spur ihres Widerwillens verschwinden mußte, wenn ihr arglos gutes Herz überhaupt im Stande war, einen solchen längere Zeit zu bewahren.

Sechstes Capitel.

Nun aber begann für den Kassenboten ein neues, ganz verändertes Leben voll Aufregung und fortwährender Unruhe. Mit einem Schlage war Alles umgekehrt, seine Lage eine ganz andere geworden.

Früher lebte er still in seinem beschränkten Kreise, zufrieden mit seiner geringen Stellung, glücklich mit den Kindern, welche den Stolz und die Freude seines Daseins ausmachten. Jetzt mußte er den ganzen Tag an den großen Prozeß und seine Erbschaft denken, Termine abhalten, Advokaten sprechen, Schreiber besuchen, Beweismittel herbeischaffen. Er hatte keinen Augenblick mehr Zeit für sich und die Seinigen und wollte er all den Anstrengungen genügen, so konnte er nicht gut länger Kassenbote bleiben. Das sah er ein und er sprach oft mit seiner Frau darüber, aber zu einem festen Entschlusse konnte er so leicht nicht kommen, weil er das sichere Brod nicht leichtsinnig aufgeben mochte.

„Ich will nicht unreines Wasser ausgießen, bevor ich reines habe und dann weiß ich nicht, wovon wir leben sollen, wenn ich abgehe."

„Du mußt mit dem Bruder sprechen und was der Dir anrathen wird, das thue dann. Man kann nicht zweien Herrn dienen, entweder vernachlässigst Du den Prozeß, oder Dein Amt; denn Beides läßt sich nicht zugleich halten."

„Das seh' ich wohl ein, aber es fällt mir schwer, das Gewisse für das Ungewisse hinzugeben. Der Sperling in der Hand ist mehr werth, als die Taube auf dem Dache."

„Alles gut und schön, aber damit ist nichts gethan und die schöne Erbschaft geht am Ende uns verloren. Für ein Paar hundert Thaler willst Du eine halbe Million hingeben. Hat man je solch einen Unverstand gesehn. Du handelst wie ein schlechter Vater an Deinen Kindern, wenn Du nicht Alles daran setzest, den Prozeß zu gewinnen. Sie würden Dir ewige Vorwürfe machen."

Das half; denn der ehrliche Kassenbote hatte weit mehr seine Kinder im Auge, als sein eignes Glück; er hielt es für seine Schuldigkeit, jedes Opfer für ihr Wohl und ihre Zukunft zu bringen, ohne an sich selber zu denken. Außerdem wurde ihm seine Stellung mit jedem Tage lästiger und es gehörte ein weit stärkerer Charakter dazu, den überraschenden Wechsel dieser Verhältnisse zu ertragen und geduldig bis an's Ende auszuharren. Das Gericht hatte vorläufig seine Ansprüche auf das Vermögen des Hofmedicus Arnold und seine Verwandtschaft mit demselben anerkannt und nur eine genauere Prüfung, nebst Herbeischaffung einiger noch fehlender Beweismittel angeordnet. Wenn er im Stande war, dieselben beizubringen, wozu er die gegründetste Hoffnung hatte, so erhielt er die bedeutende, für ihn ungeheure Summe ausgezahlt. Das konnte schon in wenigen Monaten geschehn und dann war er ein reicher Mann, der sich nicht mehr mit Herumlaufen und dem Schleppen der schweren Geldbeutel zu plagen hatte. Je

näher aber der Termin für ihn heranzurücken schien, je günstiger sich die Angelegenheit gestaltete, desto größer wurde auch seine Ungeduld, desto fieberhafter seine Aufregung.

Wer in seinem Leben einen ähnlichen, bedeutenden Prozeß geführt hat, bei dem Alles zu gewinnen, oder zu verlieren steht, der wird am besten die Gemüthsstimmung des Kassenboten begreifen können. Das stachelt und reizt, prickelt und brennt, so daß ein Mensch darüber wahnsinnig werden und seine Besinnung verlieren muß. Kein leidenschaftlicher Spieler kann mit mehr Spannung und größerer Aufregung den Lauf des Roulets, oder dem launischen Wechsel der Karten folgen, als ein Prozessirender den verschiedenen Wendungen und Chancen des Rechts. Der grüne Tisch des Richters und die grüne Bank des Spielers üben denselben dämonischen Zauber auf die Betheiligten aus. Dort wie hier herrscht nach dem Glauben der Menge der Zufall, Dank unserer oft verwickelten und unklaren Gesetzgebung. Ein Wort, oft ein Buchstabe entscheidet über Reichthum oder Armuth. Dort wie hier schwankt das Zünglein der Wage zwischen Glück und Elend, zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Gleicht nicht der schlaue Advokat dem Croupier, der zum Spiele auffordert, dem Muthlosen zuredet und zu neuen Anstrengungen anspornt? Je größere Summen bereits in den Schlund gefallen, je mehr

Opfer man gebracht hat, desto höher schwillt auch die Begierde. Ein Geldstück zieht das andere nach sich, bis das letzte verschwunden ist und kein Pfennig mehr in der Tasche übrig bleibt. Das Prozeßfieber ist eine gar schlimme Krankheit und hat schon Manchen um Haus und Hof, um Glück und Ehre gebracht grad' wie die Spielwuth. Jede freie Stunde, welche er sich abmüßigen konnte, verlebte der Kassenbote auf dem Gericht, oder bei seinem Advokaten. Da gab es zu fragen, Erkundigungen einzuziehn, einen Rath zu holen. Jeder Schritt kostete aber Geld, denn die Herrn Advokaten lassen sich gut bezahlen. Der Sachwalter, den ihm Schwager Hasenfritz empfohlen hatte, war ein feiner Kunde, in allen juristischen Ränken und Pfiffen sehr bewandert, er verstand es, seine Klienten zu behandeln und nebenbei auch zu schröpfen. Solch ein fetter Prozeß war für ihn eine willkommene Revenu und er hatte den besten Willen, daran so lange als nur irgend möglich zu zehren. Nicht alle Tage kommt eine Erbschaft von einer halben Million Einem in die Hände, darum war er entschlossen, so viel Nutzen als möglich davon zu ziehn und seinen Schnitt dabei zu machen. Er ließ sich seinen Rath mit Gold aufwiegen und die Vorschüsse drohten bald die kleinen Ersparnisse des Kassenboten zu verschlingen.

Aber dabei blieb es nicht allein; eine ganze Meute kleiner und großer Rechtsverdreher, von Winkeladvokaten,

Geschäftsleuten und Schreibern kam noch hinzu, um ebenfalls ihren bald größeren, bald geringeren Profit zu nehmen. An jedem Gericht giebt es eine Menge solcher Raubvögel, welche nur auf die Gelegenheit lauern; sie wittern und spüren die fette Beute in der Luft, sie kreisen und treiben sich in den Sälen, Hallen und Gerichtsstuben herum; sie haben allerlei Verbindungen, kennen die verschiedenen Hinterthüren, rühmen sich ihrer einflußreichen Bekanntschaften und wissen sich ein Ansehn zu geben, als hänge die Entscheidung lediglich von ihnen ab. Meist sind es verdorbene Juristen, entlassene Schreiber in schäbig anständigen Kleidern mit einem Aktenhefte unter'm Arme, das gewöhnlich nur aus einigen leeren Papierbogen besteht. Hört man sie sprechen, so sollte man glauben, daß sie geheime Räthe sind und mehr wissen als der Präsident und das höchste Tribunal. Sie lauern den Prozeß führenden Parteien auf, drängen sich unaufgefordert mit ihrem Rath heran und wissen die Leichtgläubigen zu bethören. Vater Bauer hatte ihre Bekanntschaft bald gemacht, denn die Nachricht, daß er als Erbe der Arnold'schen Masse aufgetreten sei, war wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitet. Von allen Seiten regnete es nun Mitttheilungen, Rathschläge, wohlgemeinte Warnungen, daß er nicht wußte wo ihm der Kopf stand. Da kam ein Kanzlist, der ihm, natürlich gegen eine angemessene Belohnung, den

Stand der Akten im Geheim entdecken wollte; ihm folgte der Protokollführer mit einer ähnlichen Eröffnung und kaum war dieser verschwunden, so erschien ein Anderer mit der höchst wichtigen Nachricht, daß die Richter in der betreffenden Angelegenheit diesen oder jenen Entschluß gefaßt hätten, daß man so oder so aussagen, handeln und verfahren müsse, wenn man den Prozeß gewinnen wolle. Alle diese Ehrenleute hielten die Hände auf und gaben damit nicht undeutlich zu verstehn, daß sie auf eine Gabe rechneten. Vater Bauer hatte weder den Muth, noch die Kraft, die zudringlichen Gesellen ein und für allemal abzuweisen, weil er voll ängstlicher Befürchtungen ihnen wirklich einen gewissen Einfluß zutraute, den sie in der That nicht hatten. War auch die Summe nicht groß, welche er zu solchen Zwecken verwendete, so wiederholten sich dafür diese Ausgaben um so öfter, da derartige Blutegel nicht so leicht wieder los lassen, wenn sie einmal sich fest gesogen haben. Ein größerer Verlust aber als der an Geld, war der Verlust an guter Laune, an Zufriedenheit und häuslichem Glück; die natürliche Folge von derartigen Zuständen. Da verging jetzt kein Tag ohne Aerger, Aufregung, Befürchtungen aller Art; der stille Friede war dahin und schien für immer verloren. — Am meisten aber beschäftigte sich der Kassenbote jetzt mit dem Gedanken, seine Stellung an der Bank aufzugeben, da er keine Möglichkeit sah, dieselbe

länger unter diesen veränderten Verhältnissen beizubehalten. Mit Recht befürchtete er jedoch einen voreiligen Schritt zu thun, weil er sonst keine andern Mittel hatte, sich und seine Familie zu ernähren. Auf den Rath seiner Frau entschloß er sich deshalb endlich, mit dem Schwager Hasenfritz Rücksprache zu nehmen und diesem seine Verlegenheit anzuvertraun.

„Das hab' ich mir längst gedacht," sagte dieser, nachdem er ihn angehört hatte. „Ich bin auch nicht dafür, daß Du Dich noch schinden und plagen sollst wegen lumpiger hundert Thaler."

„Aber wovon soll ich mit den Meinigen derweil leben, bis der Prozeß entschieden ist? Die Sache schleppt sich länger hin, als ich gedacht habe."

„Wir müssen darüber nachdenken; es wird sich wohl ein Auskunftsmittel finden. Wenn ich nicht mein Geld in hunderterlei Geschäften stecken hätte, so sollte es mir nicht darauf ankommen, Dir ein Paar tausend Thälerchen auf Deinen Antheil an der Erbschaft vorzustrecken."

„Ich hätte es auch nicht angenommen. Du hast ohnehin schon so viel für uns gethan, daß ich Dir nicht genug danken kann."

„Ach!" antwortete der Schneider mit dem Ausdruck einer angenommenen Gutmüthigkeit. „Ich wüßte nicht wofür. Ich habe nur meine Pflicht als Mensch und Ver-

wandter gethan; und ich möchte Dir auch diesmal von ganzem Herzen gern helfen, wenn ich nur wüßte, wie man es anfangen soll. Vielleicht läßt sich das Geld bei einem Geschäftsmann auftreiben. Leider kenne ich nur Wenige, die reell sind und gewissenhaft. Du glaubst gar nicht, was es für Schurken und Wucherer in der Welt giebt."

Dabei verdrehte er seine Augen und seine Mienen drückten einen so tiefen Abscheu vor allen derartigen Halsabschneidern aus, daß man ihn für den ehrlichsten Mann auf Erden halten mußte, wenn man ihn nicht ganz genau kannte. Auch der Kassenbote ließ sich diesmal täuschen, trotzdem er seinen Schwager früher nicht viel traute, aber dessen Betragen in der letzteren Zeit ließ den braven Mann an eine vollständige Besserung seines Verwandten glauben. In dieser Angelegenheit besonders zeigte ihm Hasenfritz so viel Theilnahme und freundliche Gesinnung; er schien so bekümmert über die eigenthümliche Lage des guten Bauer, es schmerzte ihn so sehr, nicht gleich und in dem Maße helfen zu können, wie er wollte.

„Ich will mir Mühe geben," fügte er hinzu, „um einen ehrlichen Capitalisten für Dich aufzutreiben, der Dir die nöthige Summe einstweilen vorstreckt. Auf der Stelle will ich mich umsehn und so bald ich einen ge-

funden habe, will ich Dir schreiben und darauf Acht geben, daß Du nicht über das Ohr gehauen wirst."

„Und Du glaubst wirklich, daß Jemand mir auf meine Aussicht Geld geben wird?"

„Wir wollen es wenigstens hoffen. Der Prozeß steht günstig; in einigen Monaten ist die Sache zum Spruche reif und wenn Du noch die verlangte Urkunde beibringst, was Dir nicht schwer fallen kann, so bekommst Du und meine Frau das Geld ausgezahlt. Ich kenne Geschäftsleute, welche auf geringere Sicherheit ihre Capitalien ausborgen, wenn sie nur eine angemessene Provision erhalten."

„Ich weiß noch immer nicht, ob ich auch Recht daran thue, meine sichere Stelle aufzugeben und außerdem mir eine so schwere Schuldenlast aufzubürden. Wo soll ich das Geld hernehmen, wenn wir den Prozeß verlieren?"

„Daran ist nicht zu denken. Ich weiß, daß die Sache ganz gut steht und der Advokat giebt die besten Hoffnungen. Unter diesen Umständen wird sich wohl ein Geschäftsmann finden, der Dir die nöthige Summe borgen wird. Im schlimmsten Falle kannst Du ja einen Antheil an Deiner Erbschaft, vielleicht ein Achtel, oder ein Viertheil, abtreten. Die Hauptsache ist, daß Du jetzt Geld bekommst und dafür will ich schon sorgen." —

„Ich überlasse Dir ganz und gar, die nöthigen

Schritte zu thun, weil ich überzeugt bin, daß Du meinen Vortheil wahrnehmen wirst."

Als der Kassenbote fort war, rieb sich Herr Hasenfritz vergnügt die Hände, darauf nahm er Hut und Stock, um einen seiner alten Geschäftsfreunde aufzusuchen, mit dem er in ähnlichen Angelegenheiten gemeinschaftlich zu handeln pflegte. Zwischen Leuten dieses Schlages besteht ein geheimer Bund und einem ächten Wucherer fehlt es niemals an Helfershelfern; sie unterstützen sich gegenseitig mit Rath und That, so lange es ihnen Vortheil bringt. Der gemeinschaftliche Eigennutz ist das festeste Band für gemeine Seelen.

Ueber die ganze Hauptstadt war eine derartige Brüderschaft verbreitet, welche sich gegenseitig kannte, ihre besonderen Zeichen, Gewohnheiten und Einrichtungen hatte; dazu gehörten Leute aus allen Ständen, in den verschiedensten Lebensverhältnissen, vom gemeinen Trödeljuden bis zum reichen Hausbesitzer, vom Pfuschmakler bis zum vornehmen Banquier; Alle von der gleichen Geldgier und dem Streben beseelt, unter jeder Bedingung und ohne Rücksicht auf die dazu führenden Mittel, schnell reich zu werden. Jeder Einzelne dieser Verbindung verfolgte seinen eigenen Weg; der Eine beschäftigte sich mit dem Ankauf von Wechseln und Hypotheken, der Andere mit dem Ausborgen von Geldern zum unerlaubten Zinsfuß; ein Dritter hing

sich an junge Verschwender, ein Vierter hatte es vorzugsweise mit Kaufleuten zu thun, welche im Begriffe standen Bankerott zu machen. Ueberall wo die Verhältnisse eine schlechte Wendung nahmen, wo eine Familie dem Ruin entgegen ging, wo es an Geld und Credit fehlte, fand sich diese Bande ein wie die Raben, wo sie ein Aas wittern, gleichsam von dem Geruch der Auflösung herbeigelockt. Sie umschwärmten das dem Ruin geweihte Opfer erst aus der Ferne, dann immer näher und näher, langsam es aussaugend, tropfenweise das Blut desselben schlürfend, bis es immer schwächer wurde, zusammenbrach und endlich in ihre Klauen fiel. Dieser ehrenwerthen Korporation gehörte auch Herr Hasenfritz an; wo es sein Vortheil erforderte, kannte er keine Freundschaft, keine verwandtschaftlichen Rücksichten. Geld und noch immer mehr Geld war sein Losungswort; er konnte nie genug haben. Sein Gewissen beschwerte ihn weiter nicht, denn an der Stelle, wo bei andern Leuten das Herz zu sitzen pflegt, hatte er wahrscheinlich einen Geldbeutel, oder vielleicht nur einen kalten Stein in der Brust. Die ungeheure Erbschaft ganz an sich zu bringen, war von dem Augenblick, wo der Prozeß eine überraschend günstige Wendung nahm, sein einziges Dichten und Trachten. Deshalb redete er dem Kassenboten zu, seine Stelle und das sichere Brod aufzugeben, weil dieser ihm dann um so leichter in die Hände fallen mußte. Deshalb

heuchelte er eine Zärtlichkeit und Hingebung, die er weder empfand, noch überhaupt zu empfinden fähig war und deshalb zeigte er sich jetzt sogleich bereit, den verlangten Vorschuß für ihn bei einem seiner Helfershelfer aufzutreiben, obgleich er selbst die Summe und eine noch weit größere in seiner Kasse liegen hatte. Der Freund, den er jetzt zu diesem Zwecke aufsuchte, war ein gewandter Mann, ganz und gar zu einem derartigen Unternehmen geeignet, wie es der Schneider mit seinem Schwager vorhatte. Herr Würmle sah gar nicht wie ein gewöhnlicher Wucherer aus, sondern weit eher wie der ehrlichste Biedermann.

Gewöhnlich haben die Romanschriftsteller und Dramatiker eine ganz falsche Ansicht und ein unrichtiges Bild über diese Menschenklasse verbreitet; sie malen eine dürre, ausgetrocknete Gestalt in abgeschabten und geflickten Kleidern, mit langen, mageren Händen, welche Geierklauen ähnlich sehn; eine spitze Physiognomie, lauernde, grüne Schlangenaugen, unter buschigen Augenbrauen versteckt; eine gekrümmte Nase, schmale, blutleere Lippen, ein scharfes Kinn und einen langen Hals; dazu die widerlichsten Gewohnheiten und Umgebungen. Diese Sorte von Wucherern scheint indeß entweder ausgestorben zu sein, oder nur in der Phantasie der Dichter gelebt zu haben. Die anderen Halsabschneider haben nicht die entfernteste Aehnlichkeit

mit einer solchen, alten Vogelscheuche; dafür lieferte Herr Würmle den besten Beweis. Er wohnte in keiner Höhle, wo von der schwarzen, nie gefegten Decke die Spinnenweben Ellen lang herabhängen, oder Pilze auf den feuchten Wänden wachsen. Sein ganzes Mobiliar bestand auch nicht in einem Holzstuhl und in einem Tisch, sondern aus den feinsten und besten Mahagoni- und Polisanderarbeiten, welche aus dem ersten Möbelmagazin der Hauptstadt ihm geliefert wurden. Den Boden bedeckten kostbare englische und französische Teppiche und die ganze Einrichtung zeigte einen überraschenden Comfort und geschmackvollsten Luxus. Auch war Herr Würmel kein dürrer, magerer Geizhals, oder finsterer Gurgelabschneider, sondern ein dicker, kugelrunder Mann mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt, über das fortwährend ein heiteres Lächeln schwebte. Sah man ihn an, und hörte man ihn sprechen, so mußte man ihn für die verkörperte Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit halten. Dabei war seine Laune so vortrefflich, seine Stimmung immer gleich heiter, wie sie nur ein Mensch haben kann, der das reinste Gewissen besitzt. Er galt für den liebenswürdigsten Gesellschafter, für einen ausgezeichneten Familienvater und genoß nicht nur die Achtung Aller, die ihn nicht kannten. Seine Frau und seine Kinder hingen mit der größten Liebe an ihm, seine Freunde, und es fehlte ihm an solchen nicht, rühmten ohne

Doppelsinn seine Verdienste und übrigen guten Eigenschaften.

Herr Würmle war auch ein gebildeter Mann, weit über seinen gegenwärtigen Stand unterrichtet, denn er hatte die Universität besucht und selbst die juristischen Staatsprüfungen durchgemacht. Da er aber auf eine Anstellung länger warten mußte, als ihm lieb war und es ihm an den nöthigen Geldern fehlte, so beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit Ertheilung von juristischen Rathschlägen, zu denen ihm allerdings die gesetzmäßige Erlaubniß fehlte. Diese Beschäftigung war sehr einträglich für ihn, da er besonders sich mit solchen Prozessen befaßte, welche ehrliche Advokaten aus verschiedenen Gründen abwiesen. Würmle war keineswegs so skrupulös und erwarb sich hauptsächlich durch seinen Beistand, den er leichtsinnigen, oder böswilligen Bankerotteuren leistete, nicht allein einen großen Ruf, sondern auch ein ansehnliches Einkommen. Da aber die vorgesetzte Behörde so beschränkt war, diese Thätigkeit nicht verträglich mit Würmle's richterlicher Stellung zu halten und ihm sogar einen Wink gab, bei Zeiten seinen Abschied zu fordern, bevor ihm derselbe aufgenöthigt würde; so befolgte er die ihm ertheilte Erlaubniß, sich aus dem Staatsdienst in das Privatleben zurück zu ziehn. Nichts desto weniger blieb er dem Dienste der Gerechtigkeit treu, indem er der Göttin Themis manche Nase

drehte und ihre hin und her schwankende Wage zuweilen mit falschem Gewicht versah, oder ihr die Binde noch tiefer über das Gesicht zog, als sie dieselbe ohnehin schon trägt. Vor ihrem Schwerte hatte er aber keine Furcht, weil er sich immer in der gehörigen Entfernung und außerhalb der Weite hielt, bis wohin ihr Arm reichte, so daß sie ihm nie etwas anhaben konnte. Seine juristischen Kenntnisse gingen demnach der Welt nicht verloren, er war der Hort und Schutz aller Bedrängten und Leidenden, welche mit der bestehenden Gesetzgebung sich nicht befreunden konnten. Für ruinirte Kaufleute, oder vielmehr solche, die durch den Ruin ihrer Gläubiger reich werden wollten, zeigte er eine menschenfreundliche Symphatie; die ganze achtungswerthe Sippschaft, welche den offenen und gewaltsamen Einbruch in die Kasse eines Nebenmenschen wegen der Gefährlichkeit verabscheut, dagegen ohne Gewissensbisse fünfzig und mehr Prozente nimmt, erfreute sich seiner größten Theilnahme. Sie durfte auf seinen Rath und Beistand rechnen, vorausgesetzt, daß er gut dafür bezahlt wurde; denn umsonst ist nicht einmal der Tod. Seine Clienten fuhren dabei gewöhnlich gut, denn er hatte die Gesetze mit demselben Eifer studirt, wie mancher Dieb das Schlosserhandwerk, um für alle Fälle den passenden Schlüssel zu finden. Er kannte alle Schliche, Hinterthüren und Oeffnungen, durch die der Angeklagte entschlüpfen konnte und der Gerechtigkeit ein

Schnippchen zu schlagen, machte ihm die größte Lust. Da solche Dienste meist sehr gut belohnt werden, so hatte er in kurzer Zeit sich ein anständiges Vermögen erworben, mit dem er von Zeit zu Zeit ein kleines, aber sicheres Geschäftchen machte; was er „Naschen" nannte. Auf gewagte Spekulationen ließ er sich nicht ein; höchstens kaufte er einmal eine billige Hypotheke, besonders wenn er die genauesten, gerichtlichen Erkundigungen zuvor eingezogen hatte; was für ihn, bei seiner ausgebreiteten juristischen Bekanntschaft, nicht schwer hielt. — Er sah von Zeit zu Zeit noch immer einige alte Kollegen entweder im Austernkeller, oder auch in seiner Wohnung; denn Herr Würmle machte ein Haus und gab große Gesellschaften, welche sogar von ehrlichen und anständigen Leuten, Künstlern, Offizieren, Professoren, Schauspielern und Adligen besucht wurden, die mit ihm entweder in Verbindung standen, oder zuweilen gern ein gutes Diner einnahmen. — Zu seinen besten Clienten und Geschäftsfreunden gehörte Herr Hasenfritz, dem er schon manchen vortrefflichen Rath ertheilt hatte; der aber auch stets sich dankbar und erkenntlich erwiesen hatte. Deshalb freute sich auch Würmle beim Anblicke seines alten, treuen Kunden; er reichte ihm die Hand entgegen und nöthigte ihn, auf dem bequemen Polsterstuhl an seiner Seite Platz zu nehmen.

„Nun was giebt es, alter Freund?" sagte der

Assessor; denn so wurde Würmle von seinen Bekannten titulirt. „Wir haben uns schon lange nicht gesehen, seit der Geschichte mit Hoppenrad, wo Ihr Euern Schnitt gemacht habt auf meinen Rath.“

„Dafür werde ich Euch auch ewig dankbar sein.“

„Nur keine Anweisungen auf die Ewigkeit,“ lachte Würmle gemüthlich. „Die geb' ich Euch immer mit Protest zurück. Mir ist ein sicherer Wechsel, der höchstens drei Monate zu laufen hat, weit lieber.“

„Ihr wißt, leben und leben lassen, das ist meine Parole. Ich komme heute, mir wieder einmal Euern Rath und Beistand zu holen.“

„Daran soll es nicht fehlen, wenn Ihr es nicht an Baarem fehlen lassen wollt. Jetzt dürft Ihr Euch überhaupt nicht lumpen lassen, wo Eure Frau eine so reiche Erbschaft macht.“

„Das ist wohl noch weit im Felde. Ich habe Euch einen Vorschlag zu thun: Wollt Ihr ein Paar hundert Thälerchen Risiko verdienen?“

„Närrische Frage. Dafür verdient Ihr, ein Paar Jahre Zuchthaus zu bekommen.“

„Um Gottes Willen!“ rief der Schneider erschrocken. „Mit solchen Dingen darf man nicht seinen Scherz treiben.“

„Also Ernst, wenn Ihr wollt. Wo es etwas zu

verdienen giebt, bin ich immer dabei, nur muß es auf anständige und rechtliche Weise sein."

„Versteht sich, immer rechtlich und anständig!" bekräftigte Hasenfritz, indem er seine ehrlichste Miene erheuchelte. „Habt Ihr je mich Freunden gegenüber anders gesehen?"

„Kommt zur Sache und haltet Euch nicht bei solchen Kleinigkeiten auf," entgegnete der Assessor ironisch. „Womit kann ich Euch dienen und was für ein Geschäft wollt Ihr mir vorschlagen?"

„Ihr sollt sehen, Assessor, wie gut ich es mit Euch meine. Ein Anderer an meiner Stelle würde die Geschichte allein abmachen und den ganzen Profit für sich nehmen; ich gönne Euch aber die Hälfte für so manchen Gefallen, den Ihr mir früher erwiesen habt. Ich bin Euch wirklich vielen Dank schuldig."

„Und den wollt Ihr jetzt aus dem Beutel eines Andern bezahlen. Ihr macht mich in der That neugierig. Schießt nur los, alter Freund!"

„Es handelt sich einfach um ein Darlehn, das ein Mann nöthig braucht. Ich könnte ihm das Geld geben, denn ich habe es zu Hause liegen; aber es geht nicht. Ich will aus verschiedenen Gründen bei dem Geschäft nicht genannt sein; da habe ich gleich an Euch gedacht. Das

wäre ein gefundenes Fressen. Wie gesagt, ein Paar hundert Thälerchen sind im Handumdrehen gewonnen."

„Und ohne Risiko?" fragte der Assessor nachdenklich. „Hört, die Sache sieht mir nicht ganz richtig aus, sonst hättet Ihr schon mit beiden Händen zugegriffen."

„Ihr hört ja, daß ich nicht kann; ich brauche einen Dritten dazu und deshalb habe ich mich an Euch gewendet. Wir machen halb Part; ich stehe Euch gut dafür, daß Ihr nichts verlieren und mindestens Eure dreihundert Thaler verdienen sollt."

„Dann habt Ihr bereits eben so viele Tausende und vielleicht noch mehr in Eurer Tasche sicher. Guter Freund! wir kennen uns; bei mir kommt Ihr nicht so leicht an; mir müßt Ihr reinen Wein einschenken. Heraus mit der Sprache, denn Ihr wißt, daß ich nicht so leicht zu fangen bin."

„Aber ich schwöre Euch bei Allem, was heilig ist" —

„Spart Eure Schwüre für's Gericht auf, in meiner Praxis gebe ich nichts darauf. Wenn ich das Geschäft machen soll, so müßt Ihr haarklein beichten. Ich kaufe nicht die Katze im Sack und wo ich nicht klar sehe, fange ich nichts an. Ihr habt grade das Gesicht, als wolltet Ihr einen großen Coup gegen Einen ausführen und mich scheint Ihr nur zu gebrauchen, um die gebratenen Kastanien aus

dem Feuer zu holen. Ich habe aber keine Lust, mir die Hände für einen Andern zu verbrennen."

„Auch nicht für fünfhundert Thaler?" fragte der Schneider, der sich durchschaut sah.

„Auch nicht für fünfhundert," entgegnete der Assessor immer gemüthlich, immer lachend.

„Nun denn, so wollen wir achthundert sagen," rief Herr Hasenfritz, in Hitze gerathend.

„Nicht für tausend," erwiederte der Assessor, indem er den Chor aus Robert der Teufel: Ha! das Gold ist nur Chimäre, vor sich hinpfiff.

„Ist das erhört!" jammerte der Schneider. „Tausend Thaler biete ich und er greift nicht zu."

„Gebt Euch weiter keine Mühe. Wenn ich nicht die Wahrheit von Euch erfahre, so kann aus dem Geschäft nichts werden."

„Gut! dann will ich mich an einen Andern wenden, der mit tausend Freuden darauf eingeht."

„Das thut Ihr nicht, weil Ihr keinen Andern gleich bei der Hand habt, so wie mich, sonst hättet Ihr Euch auch nicht so viel Mühe mit mir gegeben. Wir kennen uns, nicht wahr? Warum wollt Ihr vor einem alten Freunde den Geheimnißvollen spielen?"

„Nun meinetwegen, ich will Euch Alles sagen, aber ich rechne auf Eure Verschwiegenheit. Mein Schwager,

der Kassenbote Bauer, braucht das Geld zur Fortführung seines Prozesses wegen der Arnold'schen Erbschaft."

„Ich begreife; Eure verwandtschaftliche Zärtlichkeit erstreckt sich so weit, daß Ihr ihm das Geld nur gegen den bei Euch üblichen Zinsfuß vorstrecken wollt. Den schämt Ihr Euch aber zu fordern, auch könnt Ihr, im Fall der Schuldner seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, doch den Mann Eurer Schwester nicht pfänden, oder gar einsperren lassen. Dazu braucht Ihr einen Dritten und der soll ich sein."

„Wo denkt Ihr hin?" antwortete der Schneider mit scheinheiliger Miene, innerlich erfreut, seinen Helfershelfer hinter das Licht geführt zu haben.

„Aber dafür giebt man keine tausend Thaler," fuhr der Assessor freundlich fort. „Das könnt Ihr billiger haben; folglich hat die Sache noch einen Haken. Ihr wollt dem ehrlichen Schwager die halbe, vielleicht die ganze Erbschaft aus der Hand spielen."

„Wer hat Euch das gesagt?" fragte Hasenfritz aufspringend.

„Ihr selber habt Euch verrathen," entgegnete der Assessor mit sich gleich bleibender Ruhe. „Hättet Ihr mir weniger geboten, so wäre ich nicht auf diese Vermuthung gekommen. Ein Geschäftsmann darf nicht hitzig werden. Ihr könnt aber ganz ruhig sein, wenn Ihr mich zum

Compagnon annehmt. Wir wollen das Geschäft zur Hälfte machen und theilen die Gefahr wie den Gewinn."

„Das geht nicht."

„Nicht?" sagte der Assessor. „Das thut mir leid, dann will ich die Sache mit Eurem Schwager allein abmachen. Ihr bringt mich da auf eine gute Idee. Man kann ihm ja einen Theil, oder die ganze Erbschaft für ein Billiges abkaufen. Der Mann ist in Verlegenheit und wird das Gewisse dem Ungewissen vorziehen. Das ist auch Eure Absicht."

„Ich sehe schon, daß ich vor Euch nichts verbergen kann," sagte der Schneider, indem er sich ärgerlich auf die Lippen biß. „Man muß sich mit Euch verhalten; wir wollen uns verständigen. Gut! Ihr sollt das Geschäft mit mir zusammen machen. Darauf gebe ich Euch mein Wort."

„Euer Wort ist zwar viel werth, aber lange nicht so viel, als die von mir gesammelten Kenntnisse von Euren verschiedenen Operationen. Sollte ich jemals durch Euch in die Verlegenheit kommen, davon vor Gericht Gebrauch zu machen, so wißt Ihr am besten, was auf derlei Kleinigkeiten, wie Fälschung und Betrug erfolgt. Die Richter verstehen keinen Spaß. Ich habe Euch in meinen Händen, aber Ihr nicht mich und das ist mir lieb."

Der Assessor stieß dabei ein so lautes, gemüthliches

Gelächter aus, daß er bei seiner Korpulenz fast zu ersticken drohte, worüber der Schneider keineswegs sich allzusehr betrübt hätte. Nichts desto weniger eilte dieser seinem Freunde zu Hülfe und klopfte so tüchtig mit seinen Fäusten auf dessen Rücken, bis dieser wieder zu sich kam. Mit noch vor Lachen thränenden Augen bat ihn Würmle, zu bleiben und eine Flasche Wein mit ihm auf das Glück ihrer gemeinschaftlichen Unternehmung zu leeren; was auch in aller Gemüthlichkeit geschah.

Siebentes Capitel.

Seit jenem Sonntag und dem Spaziergang nach dem Tivoli, hatte sich Hannchen mit ihrem Sattler ausgesöhnt und wieder gezankt und wieder ausgesöhnt, wie das bei Verliebten öfters zu geschehen pflegt. An Ursachen für derartige kleine Zwistigkeiten mangelte es aber nicht, denn die Eifersucht des Sattlers fand eine hinlängliche Nahrung in den häufigen Besuchen des Cousins, der ein fast täglicher Gast in dem Hause des Kassenboten war und sich besonders die Gunst der Frau Bauer zu erwerben wußte, indem er das alte Sprüchwort befolgte: Wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten. Diese

hatte sich vollkommen mit der Familie Hasenfritz in Folge der Erbschaft ausgesöhnt und stand jetzt in dem besten Vernehmen mit ihrer Schwägerin. Zwischen den beiden Frauen bestand mit einem Male wieder eine dicke Freundschaft, wie man zu sagen pflegt; sie konnten kaum ohne einander einen Tag sein und hatten sich fortwährend Mittheilungen zu machen und mit einander zu zischeln und zu verkehren. Bei den Besuchen im Hause des Schwagers lernte die Kassenbotin die herrliche Einrichtung und den dort herrschenden Ueberfluß kennen, aber nicht etwa oberflächlich, wie ihr Mann, sondern mit erschöpfender Gründlichkeit. Dafür sorgte die Hasenfritz, welche sie vom Keller bis zum Boden herumführte und jedes einzelne Stück bewundern ließ. Was gab es da für Schätze, von denen ihr bisher gar nichts geträumt hatte, welche ihre gerechte Bewunderung erregten. Da war ein Silberschrank, worin in zierlichen Kasten Dutzende von Löffeln, Gabeln und Messern verschlossen lagen, ausreichend für mehr als dreißig Personen damit zu speisen; auch fehlte es nicht an Tortenschiebern, Zuckerschalen, Salzfäßchen und großen Armleuchtern; Alles von echtem Silber und so kunstvoll gearbeitet, daß ihr die Augen vor Erstaunen und Entzücken übergingen und sie die Hände einmal über das andere über dem Kopfe zusammenschlug. Da wurde jedes einzelne Stück hervorgelangt, von allen Seiten betrachtet, gewogen

und auf Heller und Pfennig abgeschätzt. Dazu erzählte die Schwägerin etwas weitläufig, wann und wie sie die Löffel bekommen, daß die schweren Leuchter ein Geschenk ihres Mannes in ihrem Wochenbette sei, daß die Messer und Gabeln aus dieser oder jener Verlassenschaft herrührten und wie ein Dieb einmal so verrucht gewesen, eine Suppenkelle ihr zu stehlen, dafür aber schon zwei Jahre im Zuchthaus sitzen müsse. Kurz, jedes Stück hatte seine absonderliche und höchst interessante Geschichte, welche auch eine andächtige Zuhörerin fand. Dann kam der Schmuck, die schöne Kette, das Armband mit Demanten besetzt, die kleine Uhr, nicht größer wie ein Achtgroschenstück und mit einem rothen Liebespaar auf blauer Emaille gemalt. Das war zu reizend, zu allerliebst und es gehörte eine nicht gewöhnliche Seelenstärke dazu, um nicht Neid zu empfinden. Aber was bedeutet das gegen den gefüllten Wäschschrank, so groß, daß er die halbe Wand einnahm und von oben bis unten war er angefüllt mit dem feinsten Linnen, mit riesigen Tischtüchern, unzähligen Servietten und der zartesten Wäsche, weiß wie frisch gefallener Schnee und zart wie Spinnengewebe, immer zu Dutzenden geordnet und jede Abtheilung zierlich mit rothen Bändern geknüpft. Es war, als thäten sich die Pforten des Paradieses auf; denn für eine gute Hausfrau giebt es keinen schöneren und erhabeneren Anblick in der ganzen Schöpfung. Stellt eine

solche der herrlichsten Natur gegenüber, zeigt ihr den Untergang der Sonne, das Glühen der Alpen, die Herrlichkeit des Meeres, den Zauber der Tropengegenden, Raphael's Madonnen, Tizian's Venus, die erhabensten Denkmäler und Bauwerke des Alterthums; sie wird nicht aus der Fassung kommen, aber einem gefüllten Wäschspind gegenüber von einem sinnberückenden Schwindel ergriffen werden. Die Schlange im Paradiese hätte mit Eva ein viel leichteres Spiel gehabt, wenn sie ihr statt des verbotenen Apfels einen vollen Wäschspind gezeigt und vielleicht noch einige Roben und Shawls dazu gelegt hätte. Auch die Garderobe mußte noch die Musterung passiren, die seidenen und abgepaßten Kleider, die Sammetmäntel mit und ohne Stickerei, die Hüte und Hauben nach dem neuesten Modejournal gearbeitet; denn Herr Hasenfritz liebte es, wenn seine Frau großen Staat machte, nicht, weil er sie darum schöner fand, oder ihr gern eine Freude machte, sondern um seinen Reichthum zur Schau zu tragen und damit zu prahlen. Wozu hat man denn das Geld, pflegte er zu sagen, wenn man es nicht zeigt. — Also zeigte auch seine würdige Gattin der Schwägerin Alles, was sie besaß und es war gewiß keine geringe Probe, auf welche Frau Bauer gestellt wurde, denn nur ein Dritttheil der vorhandenen Herrlichkeit und Pracht hätte genügt, die innigsten Freundinnen für immer zu verfeinden, da eine Frau Alles ver=

zeiht, nur nicht, daß eine andere feineres Linnen, schönere Kleider, Hüte und Schmucksachen besitzt. Nachdem aber einmal eine weibliche Freundschaft eine solche Feuerprobe überstanden hat, dann ist sie gewiß unzerstörbar und von ewiger Dauer. Wenn ja noch ein Tröpfchen giftigen Neides in der Seele des Gastes zurückblieb, so war der auf diese Schaustellung folgende Kaffee ganz geeignet, denselben fortzuspülen. War das aber auch ein Kaffee, kein solch dünnes Getränk wie im Hause des Kassenboten, nein, jeder Zoll ein König, zu jeder Tasse war ein Loth genommen; so stark und aromatisch duftete er, daß schon der bloße Geruch Einen berauschen und entzücken mußte. Und diese Sahne, so dick, daß man sie schneiden konnte; dazu der beste Kuchen aus der ersten Conditorei der Residenz; freilich der schmeckte anders wie die trocknen Dreiersemmeln vom Bäcker. Den Frauen ging das Herz dabei auf, grade wie den Männern beim Glase Wein und es fehlte nicht viel, so hätten sie mit den vergoldeten Tassen angestoßen und einander ewige Liebe und Freundschaft geschworen, die mitunter grade so lange dauern, wie der Weindunst und der Kaffeegeruch. — Die Unterhaltung zwischen den Beiden war sehr lebhaft im Gange, denn der Kaffee soll auf Weiberzungen grade so wirken, wie das Wasser auf ein Mühlrad, das bei gehörigem Zufluß niemals in's Stocken kommt. Wie dieses, drehte sich aber

auch das Gespräch im gewohnten Kreise der schlechten Dienstboten, der theuren Lebensmittel, der Nachbarn und der eigenen Familie herum.

„Ja, ja!" sagte Frau Bauer zu ihrer Schwägerin. „Du kannst lachen, Du hast es gut; brauchst Dich nicht zu schinden und zu plagen, so wie ich."

„Nun, lange wird es nicht währen und Du wirst es auch haben können, wie Du willst. Der Prozeß kann nicht ewig dauern und dann hast Du, was das Herz begehrt."

„Das ist schon wahr, aber bis wir so weit halten, wird es noch manchen sauren Tropfen Schweiß kosten. Vorläufig müssen wir uns mit Mühe und Noth durchbringen; mein Alter weiß nicht, wo ihm der Kopf steht und wenn es nach ihm ginge, so würde er schon längst abgesprungen sein und die Erbschaft gelassen haben. Das gebe ich aber nicht zu; davor bin ich Mutter."

„Hast Recht, das sind wir unsern Kindern schuldig. Du besonders, wo Du sechs Stück zu versorgen hast, uns macht der Eine schon genug zu schaffen."

„Bisher habe ich die Sechs noch nicht gespürt; sie waren immer gut und fleißig, haben uns Freude gemacht und mehr eingebracht, als gekostet. Jetzt aber wollen sie auch nicht mehr so recht pariren; sie werden größer und auch wilder und unbändiger mit jedem Tage. Der Aelteste möchte schon den Herrn spielen; er läuft bis zum späten

Abend herum. Neulich hat ihn mein Alter getroffen, wie er sich eine Cigarre grade anrauchen wollte. Du kannst Dir denken, was es da für einen Skandal gegeben hat."

„Davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Unser August macht uns auch zu schaffen. Alle Tage giebt es zwischen ihm und meinem Mann etwas und ich habe alle Hände voll zu thun, um nur im Hause den Frieden zu erhalten. Am besten wird es sein, wenn der Junge eine vernünftige Frau bekommt, die wird ihm schon den Kopf zurecht setzen."

„Nun, daran kann es ihm nicht fehlen. Mädchen giebt es wie Heu, man kann die Elbe damit zustopfen."

„Das wohl, aber unser August nimmt nicht gleich die erste beste; er ist zu wählerisch. Die besten Partieen konnte er schon machen, schöne Mädchen mit vielem Gelde; aber er wollte nicht. Da muß schon 'was Appartes sein, etwas ganz Absonderliches. Ich wüßte schon Eine, die er gern nehmen thät und die mir auch als Schwiegertochter anstände; aber die Sache hat noch einen Haken."

„Laß hören," antwortete die Kassenbotin, welche, wie die meisten Frauen, nichts lieber hörte, als vom Heirathen und nichts lieber that, als Ehen stiften. „Vielleicht kann ich Dir einen guten Rath geben, oder sonst Dir helfen."

„Freilich könntest Du das am besten, wenn Du nur

wolltest; denn unser August hat sich in Dein Hannchen verschossen; er ist verliebt bis über die Ohren."

Ueber diese unerwartete Mittheilung erschrak die gute Frau so heftig, daß sie fast die schöne Mundtasse zu Boden geworfen hätte. Das hatte sie sich nicht träumen lassen, daß der einzige Sohn des reichen Schwagers sich in ihre Tochter verlieben, daß die einst so hochmüthige Schwägerin sich so tief herablassen würde, bei ihr um Hannchen's Hand zu werben. Das war zu viel, ein Triumph, weit größer, als ihn Frau Hasenfritz vorher mit ihrem Leinwandschrank gefeiert hatte.

„Also mein Hannchen will Dein August haben?" fragte sie noch einmal, um sich zu überzeugen, ob sie auch recht gehört hatte.

„Das Mädchen hat dem Jungen den Kopf verdreht; er hat es mir selber gesagt. Du kannst Dir gar nicht denken, wie ich mich gefreut habe; denn was könnte uns Angenehmeres passiren, als wenn unsere Kinder sich heirathen und unser Geld einmal nicht an fremde Schwiegertöchter und Söhne kommt."

„Freilich, freilich!" pflichtete die Kassenbotin bei. „Mir wäre es gewiß sehr lieb, wenn das Mädchen nur nicht schon eine Liebschaft mit dem Sattler hätte. Ich fürchte, daß sie von dem nicht wieder abläßt."

„Bist Du nicht die Mutter? Du hast doch auch ein

Wort mit drein zu sprechen. Wenn Du ihr nur gehörig zuredest, so giebt sie doch vielleicht noch nach. Mein August ist doch mehr werth, wie so ein hergelaufener Geselle, der nichts ist, nichts hat, nicht einmal Bildung. Wie lange dauert's noch, ehe der einmal Meister wird; darüber kann das Mädchen eine alte Jungfer werden und einen grauen Zopf bekommen."

So gab ein Wort das andere und eine Tasse Kaffee folgte ebenfalls auf die andere und als Frau Bauer von ihrer Schwägerin endlich Abschied nahm, da war die Sache schon so gut wie abgemacht, daß Hannchen den Sattler fahren lassen und den Cousin heirathen solle. Die beiden Verbündeten schlossen mit einander einen Offensiv- und Defensiv-Vertrag, worin sie sich zur Erreichung dieses Zweckes feierlich verpflichteten, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, um schließlich aus ihren Kindern ein Paar zu machen. Zu diesem Behufe hatte Frau Bauer noch an demselben Abend mit ihrer Tochter ein längeres Zwiegespräch, welches dem armen Mädchen viele heiße Thränen kostete und keineswegs von ihr so gut aufgenommen wurde, wie die Mutter hoffte. Da gab es Reden und Gegenreden, Bitten und Drohungen, Schreien und Schluchzen; der häusliche Friede litt darunter und das Familienglück erhielt einen tüchtigen Stoß.

„Du wirst und sollst den Cousin nehmen," schrie Frau Bauer mit hochrothem Gesicht.

„Und ehe ich das thue, lieber stürze ich mich in's Wasser," rief Hannchen mit trotziger Entschlossenheit.

Damit endeten für heute die Unterhandlungen, aber die Mutter gab darum ihren Lieblingsplan nicht auf und es gelang ihr auch, den Mann dafür zu gewinnen in einer geheimen Conferenz, welche die Ehegatten gewöhnlich vor dem Schlafengehen zu haben pflegten, wenn die Kinder alle bereits im Bette lagen. Dann entwickelte Frau Bauer einen hohen Grad von eindringlicher Beredtsamkeit, die schon darum ihren Eindruck nicht verfehlte, weil der Kassenbote gewöhnlich im Voraus mit den Ansichten und Beschlüssen seiner Gemahlin einverstanden war, besonders in allen inneren, häuslichen Angelegenheiten und wo es sich um die Kinder und deren Verhältnisse handelte. Dies war in der letzten Zeit noch weit mehr als früher der Fall, da er durch den Erbschaftsprozeß ausschließlich in Anspruch genommen wurde und sich wenig oder gar nicht mehr um Dinge kümmerte, welche damit nichts zu thun hatten. Es fiel ihm daher gar nicht so schwer, wie sie es sich gedacht hatte, ihn für ihre Pläne zu gewinnen, obwohl er gegen den Sattler und dessen Bewerbungen nichts einzuwenden hatte. Die bessere Ansicht, die er von dem Charakter des Schwagers gefaßt und seine Erkenntlichkeit für denselben

machten ihn für das Projekt seiner Frau nur desto zugänglicher. Hannchen's Einreden und ihr Schmerz kamen nicht in Betracht, denn von den Kindern forderte der Alte einen unbedingten Gehorsam; jede Widerrede gegen seinen Willen und Beschluß galt in seinen Augen als Empörung. So sah sich das arme Mädchen verlassen, ohne Hülfe, ohne Stütze, denn ihr Geliebter durfte oder konnte vielmehr nicht in's Haus kommen, seitdem ihm ihre Eltern mit zwar schonenden, aber doch klaren Worten angezeigt hatten, daß er besser thäte fortzubleiben, da ihre Tochter für den Cousin bestimmt sei und dieser bereits ihr Jawort habe. Diese Nachricht war für den Sattler ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, eher hätte er den Untergang der Welt erwartet; er raste und wüthete und es fehlte nicht viel, daß er sich gleich das Leben genommen hätte. Das war ein trauriger Abend in der Familie des Kassenboten, als Gustav nach dieser Erklärung von Hannchen Abschied nahm. Hätte Vater Bauer davon Zeuge sein können, wer weiß, ob er sich nicht eines Besseren besonnen hätte; aber so war er wieder zum Advokaten gegangen, um mit dem zum fünfzigsten oder hundertsten Male Rücksprache zu nehmen, vielleicht ging er auch nur, um die schmerzliche Scene zu vermeiden, denn er hatte im Grunde seines Herzens den guten Burschen weit lieber, als den blasirten Hasenfritz junior, der immer so hochmüthig auf alle Welt

herabschaute, als wollte er sagen: „Blast mir den Staub weg!“ — Der Sattler traf also den Kassenboten nicht an, aber dafür die Frau, welche sich vorgenommen hatte, ihm heute reinen Wein einzuschenken und ein und für alle Mal der Geschichte, wie sie sich ausdrückte, ein Ende zu machen. Er war die ganze Woche nicht dagewesen, weil er von der Arbeit nicht abkommen konnte; somit hatte er auch keine Ahnung von der ihn betreffenden Angelegenheit. Freundlich, wie immer, trat er ein und grüßte mit lauter Stimme, aber kein ähnlicher Gegengruß schallte ihm wie früher zu; sonst pflegte die Alte ihm von ihrem Stuhle herzlich zuzunicken und Hannchen ihm entgegenzuhüpfen; heute blieben sie Beide wie fest gebannt auf ihren Plätzen, die Mutter wendete sich verlegen ab, weil sie nicht den Muth fühlte, seine treuen Blicke auszuhalten und Hannchen wollte an ihm vorüberschlüpfen mit vorgehaltenen Händen, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen.

„Um Gottes Willen, was ist hier vorgegangen?“ fragte er erschrocken. „Es ist doch kein Unglück geschehen?“

Niemand antwortete ihm; es herrschte eine lange Pause, welche nur durch das Schluchzen des Mädchens unterbrochen wurde. Er hatte ihre Hand gefaßt, um sie zurückzuhalten; innig bat und beschwor er sie, ihm Auskunft zu ertheilen, wegen dieses räthselhaften Benehmens; aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Hannchen!“ flehte er. „Gieb Antwort, was ist passirt? Du siehst, daß ich es vor Ungewißheit nicht länger aushalten kann. Was auch geschehen sein mag, verberge mir nichts.“

Je mehr er in sie drang, desto reichlicher nur flossen ihre Thränen, ihre Lippen blieben jedoch krampfhaft verschlossen. Nur ihr gebrochenes Auge ruhte auf ihm mit einem Ausdrucke unverkennbarer Betrübniß.

„So reden Sie, Mutter,“ bat er, zu Frau Bauer gewendet. „Lösen Sie mir dies Räthsel, daß ich nicht begreifen kann. Was ist mit Hannchen geschehen?“

„Nun einmal,“ sagte die Kassenbotin mit niedergeschlagenen Augen, „mußt Du es doch erfahren; immer besser von uns als von fremden Leuten. Hannchen wird sich mit ihrem Cousin verloben.“

Es war ihm bei dieser unverhofften Nachricht als hätte er einen Schlag mit der Axt oder dem Hammer vor den Kopf bekommen; vor seinen Augen wurde es plötzlich dunkel, seine rothen Wangen waren mit einem Male bleicher wie die Wand. So stark er sonst war, er mußte sich an der Tischecke fest halten, sonst wäre er umgefallen; krampfhaft griff er danach und drückte so mächtig, daß man die Decke krachen hörte. Die Zähne klapperten an einander und er knirschte mit ihnen, krampfhaft sie zusammenbeißend, als würde er von heftigem Fieberfrost ge-

schüttelt. Er wollte aufschreien, aber die Kehle war ihm zusammengeschnürt; nur ein heiseres, häßliches Lachen klang hohl und schauerlich aus seiner Brust.

„Gustav!“ rief das Mädchen, entsetzt vor seinem Anblick. „Komm zu Dir; ermanne Dich!“

Er sah sie mit stieren, aufgerissenen Augen an, wie ein Mensch, der unerwartet aus einem entsetzlichen Traum erwacht und noch nicht seine Besinnung wieder erhalten hat. Das war zu viel und schnitt Hannchen tief in's Herz. Hätte sie die Mutter in diesem Augenblick auch zerrissen, sie wäre nicht von ihm gewichen. Mit einem Jammerschrei umschlang sie ihn und barg ihr in Thränen gebadetes Gesicht an seine Brust. Ihr stilles Weinen brachte ihn zum Bewußtsein und allmälig kehrte seine Besinnung wieder zurück. Langsam strich er mit der Hand über ihre Haare, als wollte er sich überzeugen, daß sie es wirklich sei; dann zog er sie fest und fester an sein Herz, sich trotzig umschauend, gleichsam die Welt herausfordernd, ihm die Geliebte zu rauben, wenn sie den Muth dazu hätte. Sein Blick war wie der des Löwen, der dem Jäger droht, wenn er ihm sein Junges nehmen will; es mußte etwas Furchteinflößendes in seinen funkelnden Augen liegen, denn Frau Bauer wagte nicht die Liebenden zu trennen und ihre Tochter aus seinen Armen zu reißen. Hannchen selbst aber wand sich allmälig aus seiner Umschlingung, bleich

wie der Tod, mit erloschenen Blicken und gebrochener Gestalt.

„Laß mich!" bat sie ihn mit sanfter Stimme und ihn schwach abwehrend, als er sie zurückhalten wollte. „Du hast ja gehört, was die Mutter gesagt hat." —

„Ich kann es nicht glauben," jammerte er mit gerungenen Händen. „O Hannchen! das hab' ich nicht verdient."

Die Mutter winkte ihr und sie ging gehorsam in die Nebenstube, wo sie ungestört ihren Thränen freien Lauf ließ, während Frau Bauer dem Sattler die nöthigen Vorstellungen machte. Er hörte ihr in dumpfer Betäubung zu und weil er kein Wort erwiederte, hielt sie ihn vollkommen von ihren vernünftigen Gründen überzeugt. Der Sturm, der verschlossen in seinem Innern tobte, den konnte sie freilich nicht sehn und darum nahm sie seine Ruhe für natürlich und wahr, obgleich dieselbe nur das Brüten der Verzweiflung schien.

„Es ist gut," murmelte er, starr sie anblickend. „Ich bin ja mit Allem zufrieden."

„Das freut mich und wird auch Hannchen freuen," antwortete sie gutmüthig und wirklich froh, daß er sich die Trennung, wie sie meinte, nicht allzusehr zu Herzen nahm. „Weil Du aber so vernünftig bist," fügte sie hinzu, „so

sollst Du auch von ihr Abschied nehmen; ich selber will sie rufen!"

Sie ging in die Kammer, um die Tochter zu holen, wobei Sie ihr zur Beruhigung mittheilte, daß der Gustav sich wohl mit der Zeit über ihren Verlust leichter trösten würde, als sie es gedacht. Freilich irrte sie darin, aber was man gern hört und sich wünscht, das glaubt man auch gern und überredet sich selber und Andere leicht.

„Komm nur," sagte sie zu dem Mädchen. „Er ist ganz ruhig und Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Wenn ein Jahr um ist, so hat er Dich vergessen und nimmt eine Andere. So sind jetzt die jungen Leute, wie der Wind. Heute Die und morgen Jene."

Hannchen antwortete nicht; sie schüttelte nur mit dem Kopf, denn sie wußte es besser und verstand sich weit mehr auf die Physiognomie des Geliebten als die Mutter, deren Augen durch die Zeit sehr stumpf geworden waren und die längst vergessen oder nie gewußt hatte, wie weh das Scheiden thut. Ein Blick in das todtenbleiche Gesicht des Sattlers sagte ihr, daß er eher sein Leben als seine Liebe lassen würde. In seinen Augen dämmerte eine furchtbare Verzweiflung, jener stumme Jammer, der weit schrecklicher ist, als das laute Toben des Schmerzes. Sie hätte ihn lieber rasen und wüthen gesehn, als so stumm vor sich hin=brüten. Noch einmal gab sie ihm die Hand und das Herz

wollte ihr fast brechen, wie er sie jetzt so kalt hinnahm und bald wieder fahren ließ.

„Ich wünsche Dir Alles Glück!“ sagte er mit tonloser Stimme.

Zwar klang es wie Spott, aber es war nicht so gemeint; er sprach nur so vor sich hin, weil er doch ihr etwas sagen wollte und ihm die alte Redensart grade in den Mund gekommen war. Dann drehte er sich um und suchte seine Mütze, welche vor ihm auf dem Tische lag. Er konnte sie nicht finden, und Frau Bauer war so freundlich, sie ihm in die Hand zu drücken, damit er schneller fortkomme. Er wäre auch ohne sie und mit bloßem Kopfe fortgegangen, so wenig achtete er auf Alles, was ihn betraf.

Mechanisch dankte er und ebenso nahm er Abschied, als wenn es keine Trennung für das Leben sei, als würde er morgen schon wiederkehren. Das that Hannchen am meisten weh und nur mit Mühe und Noth hielt sie die Thränen zurück; welche sie in Gegenwart der Mutter unterdrücken mußte.

Als er aber, ohne sich nur noch einmal nach ihr umzusehn, durch die Thür verschwunden war, da brach ihre mühsam errungene Fassung zusammen.

„Er wird sich ein Leids thun,“ schrie sie laut und machte Miene ihm nachzustürzen.

Die Mutter aber faßte sie am Arm und hielt

sie mit Gewalt und ernstem Zureden zurück, indem sie ihre thörichten Befürchtungen verspottete.

„Der sieht mir nicht aus, als ob er sich Deinetwegen das Leben nimmt. Da kenn' ich die Mannspersonen besser. In acht Tagen hängt er sich aber an eine Andere. Ich will dem Gustav nichts Böses nachsagen, denn er ist ein anständiger und solider Mensch und ich hab' auch gar nichts gegen ihn, nur daß er nicht mehr zu uns paßt. Wenn Du Dir aber einbildest, daß er besser ist wie die Andern, da bist Du auf dem Holzwege. Er wird sich auch nicht den Kopf abbeißen und wenn Du es nicht sein kannst, so wird er sich trösten und eine Andere nehmen."

„Eher glaub' ich, daß der Himmel einfällt," antwortete Hannchen, den abwesenden Geliebten in Schutz nehmend, indem sie ihren Schmerz fast über seine Vertheidigung vergaß.

„Der Himmel wird nicht einfallen," eiferte die Mutter, „und der Gustav wird in Jahr und Tag Dich vergessen haben, so wie Du ihn. Das ist einmal der Lauf der Welt."

Damit ging Frau Bauer und überließ die Tochter ihrem Schmerz und ihren Thränen, die jetzt ungehindert flossen. Aber Hannchen war keine jener schlaffen Naturen, welche das Leid geduldig ertragen und die Hände ruhig in den Schoos legen; unter einem sanften Aeußeren verbarg

sie eine trotzige Entschlossenheit, eine feste Willenskraft. Sie wollte dem Sattler einen Beweis ihrer Liebe geben, ihm zeigen, daß sie nur aus Gehorsam gegen ihre Eltern so gehandelt habe. Daher lag ihr Alles daran, ihn noch einmal zu sehn und zu sprechen, nicht in Gegenwart der Mutter, sondern allein, ohne Zeugen, um ihm ihre Unschuld darzuthun. Wie sie aber das Bedürfniß fühlte, sich vor ihm zu reinigen, so erwartete sie von seiner Seite irgend einen kühnen Vorschlag, eine That, welche allen Leiden ein Ende machen sollte. Sie war mit Allem zufrieden und wollte ihm bis an's Ende der Welt, bis in die Ewigkeit folgen, wenn er es von ihr verlange. Das beschloß sie ihm zu schreiben und heimlich den Brief ihm zukommen zu lassen. Mit diesem Vorsatz aber war auch wieder ihre Ruhe zurückgekehrt und Frau Bauer konnte sich gar nicht genug über den Leichtsinn der jungen Welt wundern, die jetzt vor Verzweiflung sterben will und im nächsten Augenblick schon wieder scherzen und lachen kann.

Hannchen aber schrieb in stiller Nacht, als Alles schlief, den Brief an ihren Sattler und trug ihn, bevor der Morgen graute, nach dem nächsten Briefkasten, scheu sich umblickend, damit sie nicht bemerkt würde. —

Achtes Capitel.

Der Kassenbote hatte von der ganzen Angelegenheit grade so viel erfahren, als er zu wissen brauchte; auch kümmerte er sich nicht allzuviel um die Herzensangelegenheiten der Tochter, da er ohnehin den Kopf voll Sorgen trug. Durch die Vermittlung des Schwagers erhielt er das nöthige Geld zur Fortführung des Prozesses von dem Assessor ausgezahlt, wogegen er einige Wechsel auf ziemlich kurze Frist ausstellte. Wegen den möglichen Folgen beruhigte ihn Hasenfritz, indem er auf die baldige günstige Beendigung des Prozesses hinwies. Leider aber lies dieselbe noch immer warten und vergrößerte sich über die Gebühr, da es ihm noch immer nicht gelingen wollte, die von dem Gericht geforderten Dokumente trotz aller Bemühung aufzutreiben. Einstweilen aber brachte das erhaltene Geld eine vollkommene Revolution in seinem Hauswesen hervor. Frau Bauer legte auf einen Theil desselben Beschlag, um es für durchaus nöthige Bedürfnisse, wie sie ihm mit großer Beredtsamkeit auseinandersetzte, zu verwenden. Mit einem Male wußte sie ihn zu überzeugen, daß ihre bisherige Wohnung viel zu klein für ihre große Familie sei, obgleich ihm das früher nie so aufgefallen war. Eng und beschränkt waren freilich die alten Stuben,

aber auch traulich und gemüthlich; er hatte sich darin weit glücklicher befunden, als in den neuen, großen Räumen. So ein Umzug ist aber immer mit großen Kosten verbunden, weil das Eine das Andere nach sich zieht; die alten Stühle und Tische, Schränke und Bettstellen mußten fort zum Trödler wandern; sie ächzten und stöhnten, knarrten und kreischten, als man sie mit Gewalt von ihren früheren Plätzen rückte und forttrug. Der braune Sorgenstuhl, in dem er so oft gesessen, machte ordentlich ein betrübtes Gesicht und wenn der Kassenbote nur darauf gehört hätte, so würde er eine förmliche Abschiedsrede von dem bejahrten Freunde vernommen haben, dem er so manchen geheimen Gedanken anvertraut, mit und auf dem er so viele frohe Stunden im Kreise der Seinigen verlebt hatte. Dafür kamen nun lauter frische Möbel aus dem Magazin, an die man sich erst gewöhnen mußte und die keineswegs so solide und gediegen waren, sondern junges, leichtsinniges Volk, das bald Risse und Sprünge machte, zwar von vornehmem und gefälligem Aeußern, aber innerlich ohne Kern und Kraft; Stühle, von denen man immer herunterrutschte, ein Sopha, auf dem man sich nicht strecken konnte und Mahagonischränke, die nicht schließen wollten; Alles mehr für's Ansehen und zum Staat als für den Gebrauch und die Bequemlichkeit gemacht. Die Frau Schwägerin hatte die ganze Einrichtung mit aussuchen helfen

und schon dafür gesorgt, daß dieselbe recht nobel und modern ausfiel, wobei nicht auf den Preis gesehen werden durfte. Das kostete ein schweres Geld und doch war Vater Bauer nicht halb so zufrieden damit, wie mit seinem alten Gerümpel, in dem er sich weit behaglicher fühlte. Er kam sich in seiner eigenen Wirthschaft wie ein Fremder vor und glaubte immer, nicht bei sich zu Hause zu sein. Unwillkürlich ging er öfters in Gedanken bis zu seiner alten Wohnung; dort aber blieb er vor der Thüre stehen; denn es fiel ihm ein, daß er nichts mehr da zu suchen habe; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und kehrte wieder um. Weit leichter fand sich seine Frau in diese neuen Verhältnisse, denn sie liebte, wie viele Weiber, die äußere Pracht und den Luxus. Das Feilschen und Kaufen, Einrichten und Anstellen machte ihr auch viel Vergnügen und wenn sie so den ganzen Tag von einem Laden in den andern ziehn und mit der Schwägerin herumlaufen konnte, so war sie über und über selig.

„Jetzt," sagte sie mit einem zufriedenen Blick auf ihre Umgebung, „wohnen wir doch wie vernünftige Menschen und können uns vor den Leuten sehn lassen. Wir brauchen uns nicht zu schämen, wenn einmal ein Besuch kommt."

Dagegen ließ sich nichts einwenden und der Kassenbote stimmte ihr stillschweigend bei, obgleich er in seinem

Herzen anderer Meinung war, aber er wollte seiner Alten nicht die Freude verderben. Ihr Geschäft als Wäscherin hatte sie auch aufgegeben, nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil sie keine Zeit mehr fand und es sich auch nicht mehr schicken wollte, für andere Leute zu arbeiten, in der Aussicht auf eine so große Erbschaft. Das hätten auch die stolzen Verwandten nicht gelitten und Herr August Hasenfritz hätte sich bedankt, die Tochter einer Wäscherin zum Weibe zu nehmen. Der Kassenbote verwandelte sich in einen Rentier und seine Frau wurde eine Rentiere, die keine Hand mehr rühren durfte. Ebenfalls auf den Rath der Schwägerin wurde ihre Garderobe ihrem neuen Stande angemessen umgewandelt, neue und modische Kleider, Hauben und Hüte angeschafft, selbst ein Pariser Steifrock durfte nicht fehlen, worüber der Mann große Augen machte, weil er in dem ungeheueren Umfange seine gute und bescheidene Alte fast nicht wieder erkannte. Die Kaufleute, bei denen sie diese Einkäufe machte, waren lauter liebe und charmante Leute, gar nicht interessirt und eigennützig. Was nicht bezahlt wurde, schrieben sie auf Rechnung, weil Frau Hasenfritz ihnen im Vertrauen mittheilte, daß die Schwägerin die reiche Arnold'sche Erbschaft nächstens ausgezahlt erhalten würde. Die ganze Stadt aber wußte um den Prozeß, und wie gewöhnlich wurde das zu erwartende Vermögen noch bei Weitem über-

trieben. Einem zukünftigen Millionair aber giebt jeder Mensch, und besonders jeder Kaufmann, gern Kredit, da er auf die fernere Kundschaft rechnet. Wenn daher Frau Bauer, wie sie es nicht anders kannte und von früher gewohnt war, den Beutel vorziehen wollte, um die Rechnung zu berichtigen, da wehrten sich die Leute förmlich, das Geld zu nehmen und machten sich eine große Ehre daraus, ihr zu borgen. Ueberhaupt hat man gar keinen Begriff, wie leichtsinnig und leichtgläubig die Kaufleute in der Residenz in dieser Beziehung sind, wenn ihnen nur die geringste Sicherheit oder Aussicht geboten wird. Kredit ist der Zauber, mit dem sie die Kunden locken, die Menge an sich ziehen und den immer mehr überhand nehmenden Luxus unterstützen. Dadurch aber lassen sich gar Viele verführen und geben weit über ihre Kräfte aus, machen Schulden und ruiniren sich, weil sie nicht an's Bezahlen denken. Man besinnt sich wohl, ehe man einen baaren Thaler ausgiebt, aber ein Paar Thaler, die in's Buch geschrieben werden, machen Einem keine Sorge, bis das Neujahr kommt und mit ihm die Rechnungen, denen bald der ungestüme Mahner und der Exekutor folgt. So ging es auch der Kassenbotin; sie wurde mit Anerbietungen bestürmt, die Kaufleute drängten ihr die Waaren förmlich auf, überhäuften sie mit Artigkeiten, Adressen, Karten und Empfehlungen, das Alles in der Voraussetzung der

großen Erbschaft, welche noch im weiten Felde lag. Es gehörte aber, dem zu widerstehen, eine festere Willenskraft und ein stärkerer Charakter als die gute Frau besaß und wenn ja noch ein Bedenken in ihrer Seele aufstieg, so war die Schwägerin gleich bei der Hand, um dasselbe zu verscheuchen.

Wie aber die Alten brummen, so pflegen die Jungen zu summen. Das gute, alte Sprüchwort bewährte sich auch in der Familie des Kassenboten. Der Vater hatte Anderes zu thun, als sich um die Kinder zu kümmern und diese geriethen ohne Aufsicht außer Rand und Band. Sie hatten ebenfalls von der Erbschaft gehört, denn die Sache konnte doch nicht vor ihnen verschwiegen bleiben. Die dadurch veränderten Verhältnisse wirkten auch auf sie zurück; sie wollten nicht mehr in derselben Weise, wie früher, leben und arbeiten. Die kleinen Nebenverdienste behielten sie für sich und verwendeten sie zu allerlei Ausgaben, Näschereien und Spielzeug, da die ehemalige, strengere Kontrole fehlte. Besonders entwickelte der Aelteste, welcher bisher das Lackiren von Blech- und anderen Waaren betrieben hatte, einen entschiedenen Hang zum Geldausgeben und Verschwenden, worin er durch das Beispiel des Herrn Hasenfritz junior bestärkt wurde. Diesem machte es Vergnügen, den heranwachsenden Jungen mit allerlei verbotenen Genüssen bekannt zu machen; er lehrte ihn

Cigarren rauchen, Bier trinken und Billard spielen. Der hoffnungsvolle Zögling trat bald in die Fußstapfen seines Lehrers und ließ sich nicht einmal von den Uebelkeiten abschrecken, durch welche seine noch unverdorbene Natur gegen die ersten Versuche im Tabakrauchen und ähnlichen Studien protestirte. Kam einmal der Kassenbote durch Zufall dahinter, so gab es einen furchtbaren Auftritt, von Schlägen und Heulen begleitet, wogegen sich der Sohn im Gefühle seiner Berechtigung auflehnte. Das böse Beispiel wirkte auf die übrigen Geschwister zurück, so daß es nicht an häuslichem Zwiste und fortwährenden, unangenehmen Scenen fehlen konnte. Dem alten Bauer wurde dadurch der Aufenthalt in seinem eigenen Hause verleidet, er suchte sich ebenfalls außer demselben zu zerstreuen und ließ sich öfter an öffentlichen Orten sehen, welche er sonst vermieden hatte. Dazu kam noch die fortwährende Aufregung, die der Prozeß mit sich brachte, der wider Erwarten verzögerte Gang desselben, die verschleppte Entscheidung und die ewigen Fragen der Bekannten um den endlichen Ausgang. Das machte ihn nur um so verdrießlicher und er fing oft ohne Grund und Ursache Zank mit der Frau an, die er früher nicht mit einem bösen Wörtchen beleidigt hätte. In solch widerwärtiger Stimmung besuchte ihn der Schwager Hasenfritz, der seit der Versöhnung einen unbedingten Einfluß ausübte. Ohne

dessen Rath wurde nichts mehr unternommen, kein Schritt gethan, nicht einmal eine Stecknadel angeschafft. Der schlaue Schneider hatte es verstanden, das arglose Gemüth des ehrlichen Kassenboten dermaßen zu umgarnen, daß dieser ohne ihn nicht das Geringste that. Er beherrschte ihn und die ganze Familie vollständig durch seinen pfiffigen Geist und dadurch, daß er sich bei allen Gelegenheiten dem unerfahrenen Manne, dem es an der nöthigen Lebensklugheit fehlte, vollkommen unentbehrlich zu machen wußte. Was Hasenfritz sagte, galt wie das Evangelium: man hörte auf ihn, als wenn ihm Perlen aus dem Munde fielen, und der gutmüthige Bauer hatte eine so hohe Meinung von dem Verstande und den guten Absichten des Schwagers, daß er jeden Zweifel daran wie ein Verbrechen betrachtete. Es fehlte ihm sonst nicht an einer richtigen Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse, auch war er keineswegs bei all seiner Gutmüthigkeit ein beschränkter Kopf zu nennen, aber in dem einen Punkte schien er gänzlich mit Blindheit geschlagen. Wie die meisten ehrlichen Menschen setzte er auch bei Andern ähnliche Gesinnungen voraus und wenn er einmal vertraute, so geschah dies im ausgedehntesten Maße ohne Beschränken, ohne Hintergedanken. Nebenbei besaß er noch einen hohen Grad von Bescheidenheit und Mangel an Selbstschätzung; er ließ sich leicht imponiren und von schönen Reden bestechen,

da er Alles für wahr hielt, was man ihm sagte. Wie oft erlebt man es nicht, daß gerade ganz vernünftige und brave Leute auf diese Weise sich von irgend einem Schurken bestricken lassen, indem ihre Arglosigkeit und ehrenwerthe Gesinnung sie die Gefahr nicht bemerken läßt. Die gemeine Pfiffigkeit trägt meist den Sieg über die grade Ehrlichkeit davon, weil sie die tausend krummen Wege und schmutzigen Pfade kennt und ungescheut einschlägt, welche ein reiner Sinn zu betreten verabscheut. Deshalb heißt es nicht umsonst: Seid fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Mit der bloßen Güte kommt man nicht mehr durch die Welt, sondern es gehört noch dazu eine tüchtige Portion menschlicher Lebensklugheit. Diese mangelte freilich dem ehrlichen Kassenboten und deshalb mußte er auch in die Schlingen des wucherischen Schwagers fallen, der vor keinem Mittel zurückschreckte, wenn es ihn nur zum Ziele führte. Es ist aber eine Art dämonische Macht, die dem Bösen anhaftet, ein höllischer Zauber, der das Opfer mit Verblendung schlägt und der meist nicht eher schwindet, bis es bereits zu spät ist. Dieser Macht war bereits der alte Bauer so sehr verfallen, daß er dem Rathe des Schwagers in allen Stücken folgte und kaum noch einen Widerspruch zu erheben wagte. Hasenfritz fand den Kassenboten nicht in der besten Laune, ein Blick seiner pfiffigen Augen genügte ihn darüber aufzuklären.

„Nun wie gehts, wie stehts?“ fragte er mit anscheinender Unbefangenheit. „Du siehst ja aus, als ob Dir ein Schiff untergegangen wäre, oder als hätte Dir die Katze das Frühstück vor der Nase weggeschnappt. Wo drückt Dich denn der Schuh?“

„Das weißt Du so gut wie ich,“ antwortete Bauer verdrießlich. „Der Prozeß will kein Ende nehmen, immer kommen neue Verzögerungen. Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, mich hätten nicht zehn Pferde dazu gebracht, erst anzufangen.“

„Wie Du nur wieder sprichst. Ich denke, daß Du keinen Grund hast, Dich zu beklagen. Du brauchst Dich nur umzuschauen, um zu sehen, daß Du Dich verbessert hast. Wenn ich an Deine frühere Wohnung und an Deine Einrichtung denke, so muß ich glauben, daß Du jetzt dagegen wie ein König lebst.“

„Wenn der König so viel Sorgen, Kummer und Aerger hat, wie ich, so möchte ich auch nicht König sein.“

„Ich begreife nicht, woran es liegt,“ sagte der Schneider mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Es ist wahr; früher habe ich in einer Stube und einer dunklen Kammer gewohnt, worin wir uns kaum rühren konnten. Die Stühle waren wacklig. Der Tisch wurmstichig. Ich mußte mich den ganzen Tag mit den schweren Geldsäcken schleppen und meine Alte mit der

Wäsche plagen. Dafür aber konnten wir ruhig schlafen und ich war keinem Menschen etwas schuldig."

„Wenn es weiter nichts ist. Die vornehmsten Leute haben Schulden und je vornehmer, desto mehr. Daran wirst Du Dich gewöhnen."

„Aber der Assessor, der mir auf Deine Veranlassung das Geld gegeben hat, will nicht länger warten. Die Wechsel sind Ende dieser Woche fällig; ich habe ihn um Aufschub gebeten. Darauf ist er nicht eingegangen. Wer hat denn gedacht, daß der Prozeß sich noch so lange hinziehen wird. Ich habe bestimmt auf die Entscheidung gehofft. Nun sitze ich in der Klemme und weiß mir keinen Rath, weder aus noch ein."

„Das ist freilich schlimm," bemerkte der Schneider mit erheuchelter Theilnahme. „Ich kenne den Assessor; der läßt nicht mit sich spaßen. So ein Wechsel ist eine böse Sache. Ehe man sich's versieht, wird Protest aufgenommen, Exekution verfügt und wenn die fruchtlos ausfällt, wird man eingesperrt."

„Herr des Himmels!" fuhr der Kassenbote bei dieser tröstlichen Aussicht auf. „Die Schande überlebt' ich nicht."

Erschrocken sprang er von seinem Stuhle empor und ging mit gerungenen Händen verzweiflungsvoll in hastigem Gange auf und nieder, sich und seine Kinder bejammernd,

sein Schicksal und vor Allem die traurige Erbschaft verwünschend, welche er nicht mit Unrecht als den Quell und die Ursache aller seiner gegenwärtigen Leiden betrachtete. Das war es eben, was der schlaue und hinterlistige Schneider wollte; deshalb hütete sich dieser auch, ihm zu widersprechen; er ließ ihn forttoben, ohne nur einen Versuch zu machen, die übertriebenen Befürchtungen des Kassenboten zu verscheuchen. Scheinbar redete er ihm zwar zu und that auch so, als ob er ihn beruhigen wollte, aber seine Worte waren weit eher geeignet den armen Mann, welcher ohnehin seine Besinnung verloren zu haben schien, nur noch weit mehr aufzuregen. Mit einer Art von teuflischer Schadenfreude weidete sich Hasenfritz an der Verlegenheit des Unglücklichen und ungesehen flog ein hämisches Lächeln über seine plumpen Züge. In diesem Augenblick zeigte er die größte Aehnlichkeit mit der Katze, welche mit der gefangenen Maus ihr Spiel treibt, sich an ihrer Angst ergötzend, indem sie ihr Opfer jetzt fahren läßt, um es im nächsten Moment wieder im raschen Sprunge mit ihren scharfen Klauen zu ergreifen. So verfuhr der Schneider mit dem arglosen Bauer, bald gab er ihm einige Hoffnung, die er selber ihm sogleich wieder raubte, bald vermehrte er nur die Besorgnisse vor dem Gläubiger und trieb den Unerfahrenen vollends zur Verzweiflung. So jagte er ihn zwischen Furcht und Hoff-

nung hin und her, bis er ihn nach seiner Meinung mürbe gemacht zu haben glaubte und für reif hielt, mit seinem längst vorbereiteten Vorschlage hervorzutreten. Es war die ganze Handlungsweise eine Art moralischer Hetze, eine systematische Bearbeitung und Tortur, die der Schneider schon in vielen Fällen mit Erfolg angewendet hatte und die in der Praxis unserer Wucherer nicht eben selten vorzukommen pflegt. Als Hasenfritz den richtigen Zeitpunkt gekommen hielt, lenkte er wieder ein, indem er eine große Theilnahme mit dem Schicksal seines Schwagers heuchelte und sich als sein Freund, Wohlthäter und einziger Retter geberdete.

„Hier muß geholfen werden," sagte er scheinbar gerührt. „Wenn ich das Geld liegen hätte, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, aber leider bin ich grade in diesem Augenblick gänzlich außer Stande."

„O! ich weiß, daß Du gern Alles hergeben möchtest, um mich zu retten."

„Das weiß Gott! betheuerte der Schneider, indem er zur Bekräftigung seine Hand auf die Stelle legte, wo bei andern Menschen das Herz zu schlagen pflegt. „Ich würde mein letztes Hemde für Dich geben, wenn Du es verlangst."

„Was soll ich aber anfangen?" jammerte der Kassen-

bote. „Der Assessor verlangt sein Geld und will sich nicht gedulden, bis der Prozeß entschieden ist.“

Der Schneider antwortete nicht; er schien nachzudenken und einen zufrieden stellenden Ausweg aus dieser Verlegenheit zu suchen. Augenscheinlich ging ihm das Geschick seines Anverwandten sehr zu Herzen, denn man sah ihm ordentlich die Trauer an und wie bemüht er war, einen passenden Rettungsweg aufzufinden. Ein mitleidigeres Gesicht konnte kein Mensch machen und dabei hatte noch Hasenfritz den Vorzug, daß er zu jeder Stunde und unter allen Verhältnissen damit aufwarten konnte. Endlich schien er nach langer und reiflicher Ueberlegung, die er eigentlich nicht einmal brauchte, zu einem glücklichen Resultat gekommen zu sein.

„Ich hab's!“ rief er laut. „So wird und muß es gehen, wenn Du nichts dawider hast.“

„Was Du mir rathen wirst, will ich gewiß thun. Ich weiß, daß ich keinen besseren Freund auf der Welt habe, als Dich.“

„Das darfst Du auch glauben,“ antwortete der Schneider, indem er seine Augen zum Himmel richtete, oder vielmehr zur Stubendecke, wo eben eine dicke Kreuzspinne eine unvorsichtige Fliege in ihrem Netz fing und langsam aussaugte.

„Sage nur, was ich thun soll!“ bat der arglose Kassenbote, „um aus dieser Verlegenheit zu kommen.“

„Ich will Dir einen Vorschlag machen, wie Du Dich mit leichter Mühe und ohne alle Anstrengung ein und für alle Mal aus der Klemme ziehen und außerdem noch eine hübsche Summe gewinnen kannst.“

„Das kann doch nur Dein Scherz sein; ich wüßte sonst nicht, wie ich dazu käme.“

„Die Sache ist ganz einfach,“ sagte der Schneider, wobei er den Schwager mit lauernden Blicken in's Auge faßte, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. „Ich will Dir meine Meinung sagen; Du kannst dann noch immer thun und lassen, was Du willst; aber darfst mir auch nicht böse sein, wenn Dir meine Ansicht nicht gefällt.“

Alles dies und auch die Zögerung, ehe er mit seinem Vorschlage hervortrat, war lediglich nur darauf berechnet, die Spannung auf das Höchste zu steigern und sich außerdem den Anschein der uneigennützigsten Freundschaft zu geben. Das Mittel war ganz und gar auf die aufgeregte Stimmung und den heftigen Charakter des Kassenboten berechnet, der wiederholt mit Worten und mit Schwüren sich verpflichtete, Alles zu thun, was der treue Schwager ihm rathen würde, den er bereits im Voraus als seinen größten Wohlthäter verehrte.

„Straf mich Gott!“ rief er fast außer sich, „wenn ich

nicht thue, was Du von mir verlangst. Wenn Du mir's heißen willst, so springe ich, ohne mich zu besinnen, in's Wasser, so fest bin ich überzeugt, daß Du nur auf mein Bestes bedacht bist."

„Dein Vertrauen soll Dich auch nicht täuschen," antwortete der Schneider gerührt. „Ich müßte ja ein ausgemachter Schurke sein, wenn ich Dich hintergehen könnte. Lieber hätt' ich selbst den größten Schaden, ehe Du nur einen Heller verlieren sollst. Aber es giebt Umstände, wo man das Gewisse dem Ungewissen vorzieht, wo ein Thaler in der Tasche mehr werth ist, als hundert in der Aussicht. Was ist denn Geld? Nichts, wenn man es hat und nicht braucht, Alles, wenn es Einem fehlt und man nicht weiß, woher man es nehmen soll und nicht stehlen. Ist das nicht wahr?"

„Gewiß!" bekräftigte der Kassenbote, obgleich er nicht begriff, wo hinaus eigentlich der Schwager mit den allgemeinen Reden wollte und was diese mit seiner eigenen Verlegenheit zu schaffen hatten.

„Wenn Du also damit einverstanden bist," fuhr der Schneider wie ein geschickter Taschenspieler fort, Eins mit dem Andern verwechselnd, „so wird Dir auch mein Vorschlag gefallen, den ich Dir zu machen habe. Der Assessor hat mir neulich einen Wink gegeben, den ich Dir im Vertrauen mittheile. Er scheint nicht übel Lust zu haben,

Dir einen Theil oder gar die ganze Erbschaft abzukaufen. Ich dachte mir damals, daß Du nicht drauf eingehen willst, und habe Dir auch deshalb nichts davon gesagt, aber jetzt, wo Du in Verlegenheit bist, läßt sich schon eher ein Wort darüber sprechen und wenn Du geneigt wärest, so brauchst Du mir es nur zu sagen. Ich kann dann mit ihm sprechen und das Geschäft in Deinem Namen abschließen. Dafür steh' ich Dir, daß er Dich nicht über's Ohr hauen soll, wenn ich dabei bin."

„Und Du glaubst wirklich," fragte Bauer, hoch erfreut über diesen Ausweg, aber noch immer zweifelnd, „daß er darauf eingehen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mann sein Geld auf ein so ungewisses Unternehmen wagen wird."

„Warum denn nicht? Es ist ein Geschäft wie jedes andere. Wenn ich ein Bergwerk kaufe, weiß ich auch nicht, ob es 'was bringen wird und wenn ich an der Börse in Aktien spekulire, ob ich dabei gewinne. Ein echter Geschäftsmann muß immer etwas wagen, wenn er gehörig verdienen will. Grade solche Geschäfte liebt der Assessor und deshalb zweifle ich nicht, daß er darauf eingehen wird, wenn Du nicht zu hohe Forderungen machst."

„Mein Gott! ich bin mit Allem zufrieden, wenn ich nur die Verlegenheit wieder los werde, aber die ganze Erbschaft möchte ich nicht so hingeben, man kann doch nicht

wissen, was dabei herauskommt und wenn der Prozeß gewonnen wird, so hätte ich vielleicht nur eine Lumperei davon."

„Du mußt am besten wissen, was Du zu thun hast. Ueberlege Dir die Sache, wir können ja morgen noch darüber sprechen, aber Du hast keine Zeit zu verlieren, da die Wechsel am Ende dieser Woche fällig sind."

„Das ist es ja eben, was mir so große Sorge macht," sagte der Kassenbote, noch immer unentschlossen. „Ich muß das Geld haben und doch möchte ich nicht gern leichtsinnig handeln und die schöne Erbschaft so verschleudern."

„Ja, dann kann ich Dir nicht helfen," antwortete der Schneider kalt, indem er nach seinem Hut griff und that, als ob er gehen wollte.

„So lauf doch nicht! Ich will ja nur Deine Ansicht hören, weil ich mir allein nicht traue. Mein Gott! Ich bin so unerfahren in all' den Sachen und wenn Du mich im Stich lassen willst, so weiß ich nicht, was ich anfangen soll."

Der Schwager, dem es mit dem Fortgehen keineswegs Ernst war, stellte wieder den Hut hin und machte ein ernstes Gesicht, indem er seine Hand auf die Schultern des Kassenboten legte.

„Ich sehe allerdings," sagte er im strengen Tone, „daß Du in Geschäftssachen noch ein wahres Kind bist,

sonst wäre ich schon längst auf und davon. Aber Deine Lage jammert mich; Du thust mir leid. Ich will Dir nun mein letztes Wort sagen, dann thue, was Du willst, ich wasche meine Hände in Unschuld. Wenn ich in Deiner Haut stecken würde, so möchte ich mich keinen Augenblick besinnen. Ich würde meinen Antheil an der Erbschaft verkaufen und eine bestimmte Summe für die ungewisse Hoffnung nehmen. Wo steht denn geschrieben, daß Du den Prozeß gewinnen wirst. Bis dahin wird noch manche Woche vergehen, vielleicht kann es noch Jahre dauern, wenn es Dir nicht gelingt, die verlangten Dokumente beizubringen. Wovon willst Du aber mit Deiner Familie dann leben und woher die Kosten nehmen, welche noch viele hundert Thaler betragen können."

„Aber was wird meine Frau und was werden die Kinder dazu sagen? Ich kann sie doch so mir nichts, Dir nichts um jede Aussicht bringen. Das wäre eine Schlechtigkeit von mir."

„Sind sie darum gebessert, wenn Du in's Schuldgefängniß wanderst und das geschieht, wenn Du das Geld nicht zur rechten Zeit auftreibst. Besser sind doch ein Paar tausend Thaler, als Sitzen bis in die aschgraue Ewigkeit. Darum nimm Vernunft an und mache mit dem Assessor das Geschäft. Du brauchst ja nicht die ganze Erbschaft

zu verkaufen, er wird sich mit der Hälfte, vielleicht mit einem Viertel schon begnügen."

„Das läßt sich eher hören und was glaubst Du, was ich fordern kann?"

„Einstweilen nimm, was er Dir bieten wird. Du bist in seiner Hand und der Assessor ist ein schlauer Fuchs, der seinen Vortheil nicht aus den Augen läßt. Ich werde sehen, was ich aus ihm herauspressen kann."

„Ich verlasse mich ganz auf Dich."

„Und ich werde für Dich handeln, als wenn Du mein leiblicher Bruder wärest. Gott! wie ist es mir darum zu thun, Dich aus dieser augenblicklichen Verlegenheit zu befreien. Ich wollte Dir ja gern mit tausend Freuden helfen, wenn ich einen andern Ausweg wüßte."

Der ehrliche Kassenbote dankte dem Schwager mit Thränen in den Augen, für dessen vermeintliche Theilnahme.

Hasenfritz versprach ihm, noch heute die Angelegenheit mit dem Assessor in's Reine zu bringen und er beeilte sich auch in der That, denselben aufzusuchen.

„Das Schaf," sagte er zu seinem würdigen Freunde, „ist richtig in die Falle gegangen, aber mehr als den vierten Theil wollte er nicht hergeben."

„Sie hätten auf die Hälfte bestehen sollen. Wir

haben ihn jetzt ganz in unserer Gewalt und können mit ihm machen, was wir wollen."

„Ich hatte Furcht, daß er uns abspringt, wenn wir ihn zu weit treiben und das Geld von anderer Seite sich verschafft. Das Geschäft macht jeder mit ihm und Sie wissen, daß es noch andere Leute giebt, die nur auf die Gelegenheit lauern, um anzukommen. Außerdem bleibt er doch immer mein Schwager, der Mann meiner Schwester," fügte der Schneider mit einem Anstrich von Empfindsamkeit hinzu.

„Sie sind ein gottvoller Kerl!" lachte der gemüthliche Assessor aus vollem Halse.

„Man muß doch mit seinen Verwandten Mitleid haben und was wir heute nicht bekommen, wird uns morgen nicht entgehen; erst ein Viertel, dann die Hälfte und zuletzt nehmen wir ihm das Ganze ab. Das ist viel sicherer und auch anständiger."

„Sie kommen mir wie jener vor, der aus purem Mitleid seinem Hunde nicht auf einmal die Ohren abschneiden wollte, sondern jeden Tag nur ein kleines Stückchen. Das heiß ich, ein weiches Herz haben."

„Lassen Sie Ihre faulen Witze sein und gehen Sie lieber zum Notarius, damit dieser den Contract und die Verschreibung bereit hält, wenn ich mit dem Schwager

komme. Ich liebe nicht den Aufenthalt, denn das giebt erst Zeit zum Besinnen."

„Da haben Sie ganz Recht," pflichtete ihm der Assessor bei. „Nur keine unnöthige Verzögerung, sonst springen noch die Leute im letzten Augenblick ab."

„Halten Sie auch ein ordentliches Frühstück parat, denn so ein Glas Wein zur rechten Zeit hat sein Gutes. Mein Schwager verträgt ohnehin nicht viel und wenn er erst Etwas im Kopfe hat, kann man mit ihm anfangen, was man will."

„Seien Sie unbesorgt. Auf eine Flasche Champagner soll es mir nicht ankommen."

Die beiden Ehrenmänner gaben sich die Hand; sie hatten sich verstanden und schieden mit der frohen Aussicht auf den zu hoffenden Gewinn voll gegenseitiger Hochachtung.

Neuntes Capitel.

Der Sattler hatte indeß Hannchen's Brief richtig durch den Postboten erhalten und daraus ersehen, daß sie ihn noch immer liebte und nur der Gewalt weichen mußte. Was sollte sie auch thun? Bei dem Vater fand sie keinen

Schutz und die Mutter quälte sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bis sie endlich aus Verzweiflung nachgab und die Bewerbungen des ihr verhaßten Cousins ertrug. Zum Schein und nur um Ruhe zu bekommen, ließ sie sich seine Artigkeiten gefallen und nahm von ihm auch allerhand Geschenke an, mit denen er ihr Herz zu gewinnen glaubte. Hannchen war jedoch nicht wie so viele Mädchen, die für einen goldenen Ring, ein Kettchen oder Armband, ihre Zärtlichkeit verkaufen und denen jeder Mann willkommen ist, wenn er nur Geschenke zu machen versteht und sein Auskommen hat. Wäre Herr Hasenfritz junior nicht so eitel und eingenommen von sich gewesen, so hätte er ihre deutlich ausgesprochene Abneigung bemerken müssen. Sie schauderte vor jeder näheren Berührung mit dem Wüstling und wich ihm, wo sie nur immer konnte, auf hundert Schritte aus. Das Alles hinderte jedoch nicht, daß sie sich mit ihm verlobte und daß die Hochzeit schon in sechs Wochen statt finden sollte. Das arme Mädchen konnte nicht anders; sie war von Jugend auf an Gehorsam gewöhnt und jede Gegenrede mußte vor dem Zorn des Vaters und der Tyrannei der Mutter verstummen. Frau Bauer war in allen Dingen eine gute Frau, sie liebte ihre Kinder, aber wenn sie sich einmal etwas eingebildet hatte, dann setzte sie auch ihren Willen durch, mochte es biegen oder brechen. Der elterliche Despotismus ist aber gewiß

der schlimmste, weil er sich erstlich mit dem Ansehen der göttlichen Autorität bekleidet und ein gut erzogenes und gehorsames Kind sich nur in den äußersten Fällen dagegen aufzulehnen wagt. Ein Tropfen erweicht wohl auch einen Stein, geschweige die fortwährenden Reden einer Mutter das Herz einer Tochter, die von Jugend auf an Liebe und Unterwürfigkeit gewöhnt war. Was Drohungen nicht vermögen, das thun die Bitten und wo Vorwürfe nicht helfen wollen, da wirken Thränen. An all' diesen Mitteln ließ es aber die Kassenbotin nicht fehlen; sie peinigte, predigte, schalt, bat, quälte und drängte so lange, bis das arme Mädchen keine andere Rettung sah, als sich vorläufig in ihr Geschick zu ergeben. Der Gedanke aber stand ganz fest bei ihr, daß sie den Hochzeitstag nicht überleben wolle, mit diesem täglich klarer werdenden Entschlusse kehrte ein schon lange nicht gekannter Friede in ihr Herz zurück; sie wurde sogar heiter und täuschte vollkommen ihre Umgebung, so wie ihren Bräutigam, ohne daß sie sich dieser Absicht bewußt geworden war. Ihre frühere Laune schien zurückgekehrt zu sein; sie konnte mitunter auch wieder lachen, obwohl ein eigenthümlich wehmüthiger Zug in ihrem Gesichte vorherrschte. Den Sattler hatte sie seitdem nicht mehr gesprochen, so dringend er auch auf eine Unterredung mit ihr bestand. Sie fürchtete nämlich seine Heftigkeit und noch mehr ihre eigene Schwäche, deswegen

hatte sie seine wiederholte Bitte um eine heimliche Zusammenkunft ein und für alle Mal ihm rundweg abgeschlagen; außerdem wurde sie von allen Seiten auf jedem Schritt und Tritt beobachtet und die Mutter ließ sie aus demselben Grunde nicht mehr ohne die Begleitung der Geschwister ausgehen. Die Nachricht von ihrer Verlobung und nahe bevorstehenden Verheirathung brachte ihn vollends zur Verzweiflung; in seiner Raserei beschuldigte er Hannchen der ärgsten Treulosigkeit; er suchte sie zu vergessen und da die Tochter seines Meisters schon längst ein Auge auf ihn geworfen hatte, so näherte er sich derselben, weniger aus Liebe, als, um sich an der schuldig geglaubten Geliebten zu rächen. An einem Sonntag, als Hannchen mit ihrem Bräutigam und den Eltern vor das Thor ging, traf sie den Sattler an dem Arme der aufgeputzten Meisterstochter. Er warf ihr einen Blick voll Verachtung zu und doch so traurig, daß es ihr das Herz zerschnitt. Sie erbleichte und zitterte so heftig, daß ihre Bewegung dem Cousin nicht entging, aber im nächsten Augenblicke raffte sie ihren ganzen Stolz zusammen, keine Miene, kein Zucken verrieth den großen Schmerz, den sie empfand und vor aller Welt zu verbergen suchte. Er dagegen wurde roth vor Zorn, das Blut schoß ihm zu Kopfe, die breite Stirnader schwoll ihm an, mit seinen Händen drückte er krampfhaft den rothen Arm seiner Begleiterin, daß sie fast

laut aufgeschrien hätte, doch in ihrer Einfalt nahm diese den plötzlichen Ausbruch seiner Wildheit für eine ihr zugedachte und nur zu derb ausgefallene Liebkosung, womit sie sich auch schnell zufrieden gab. Der Sattler ging, die Eltern grüßend, vorüber, ohne Hannchen eines Blickes mehr zu würdigen. So endete diese unerwartete Begegnung, seine Liebe schien sich in Haß umgewandelt zu haben und Alles aus zu sein; wie es aber in ihrem und in seinem Herzen aussah, das ahnte kein Mensch in diesem Augenblick; denn wir wissen oft von unsern genausten Bekannten so gut wie gar nichts und lassen uns nur von dem oberflächlichen Schein in unserm Urtheil bestimmen. Wo wir Freundschaft und Liebe zu finden glauben, schlummert in der Tiefe nur Kälte und Abneigung, wo wir Haß und Feindschaft sehen, herrscht oft die glühendste Liebe. Das ganze menschliche Leben ist ein Maskenspiel, wir täuschen uns und Andere, hinter den Larven, welche wir der Welt zeigen, steckt ein anderes Gesicht; wir scheinen zu lachen und weinen innerlich, wir jauchzen und jubeln, während wir vor Schmerz aufschreien möchten. Nur das göttliche Auge, welches in die Tiefen der Seele schaut, vor dem nichts verborgen bleibt, kennt uns arme Menschen, die wir uns selber nicht einmal kennen. So glaubte auch Hannchen, daß sie von dem Sattler gehaßt würde und von ihm verrathen sei, während er sie desselben Vergehens, in

gleicher Täuschung befangen, anschuldigte. Im nächsten Augenblick jedoch übernahm sie schon seine Vertheidigung vor der Mutter, die mit echt weiblicher Diplomatie die Tochter gegen den früheren Geliebten aufzuhetzen suchte.

„Hast Du ihn gesehen?" fragte sie leise triumphirend. „Das hätt' ich nun und nimmermehr geglaubt, aber habe ich's Dir nicht oft gesagt. Wer hat nun Recht?"

„Was geht es uns an?" antwortete Hannchen mit trübem Lächeln. „Kann er nicht eben so gut wie ich, thun und lassen, was er will?"

„Und so ein häßliches Frauenzimmer sich zu nehmen," fuhr die Alte spöttisch fort, „einen solchen dicken und verwachsenen Knirps, die noch dazu schielt! Du hast doch gesehen, daß sie schielt. Das wird einmal eine tüchtige Wirthin abgeben, ein Auge im Keller, das andere auf dem Boden."

„Sie muß ihm doch gefallen haben," antwortete Hannchen kalt und war bemüht, das ihr peinliche Gespräch abzubrechen.

„Die und ihm gefallen," ereiferte sich Frau Bauer. „Da kenne ich meine Leute besser; Gustav sagt auch: Geld! Mädel ich hab' Dich lieb! Wäre sein Meister nicht so ein steinreicher Mann, so ging er mit der Tochter nicht heute Arm in Arm; aber freilich die Geldbeutel machen Krummes gleich und wenn es ihm nicht auf ein Paar

Thaler ankommt, so kann er ihr auch die schieligen Augen operiren lassen, damit sie ihn grade ansehen kann. Auf's Geld ist er versessen, ein falscher Duckmäuser, der sieht, wo er bleibt und so ein Scheusal nimmt er sich nun, weil er bald den Alten zu beerben hofft."

„Mutter! Ich bitte Dich, schimpfe nicht auf Gustav, wenn Du mir einen Gefallen thun willst. Daß er mich so bald vergessen hat, will ich ihm verzeihen, denn eigentlich trage ich allein die Schuld. Daß er aber aus Geiz und weil er am Gelde hängt, das Mädchen nimmt, ist nicht wahr, wenn Du es auch hundert Mal mir sagst. Eher will ich Alles von ihm glauben, als daß er so gemein sein kann. Seinen Charakter kenne ich und der ist gewiß von einem solchen Fehler frei."

So vertheidigte sie jetzt den Mann, den sie doch in ihrem Innern weit schwerer anklagen mußte, der Mutter gegenüber und schwieg gegen ihre sonstige Gewohnheit, da sich auch der Bräutigam, der unterdeß mit dem Kassenboten gegangen war, Hannchen wieder näherte. Sie duldete mit mehr Freundlichkeit als sonst, seine Zärtlichkeit, aber da auch er übermüthig den ihm schon von der ersten Begegnung her verhaßten Sattler und die Meisterstochter verspottete, warf ihm Hannchen einen zornigen Blick zu, indem sie ihm zugleich ihr Mißfallen über seine schlechten Witze entschieden zu erkennen gab. Er biß sich auf die blassen

Lippen und verstummte, weil er sie nicht aufbringen wollte; denn trotz aller Blasirtheit liebte er sie, wie er eben zu lieben im Stande war. Grade ihre Kälte und der Widerstand, den sie seinen Bewerbungen entgegensetzte, reizte ihn, sowie ihre körperliche Schönheit seine Sinnlichkeit entflammte. Deshalb ließ er auch jetzt das ihr unangenehme Gespräch fallen, wofür sie ihn durch ein dankbares Lächeln und ihr hingebendes, sanftes Wesen und Benehmen belohnte. Seit dem Spaziergange schien überhaupt eine wohlthätige Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein; sie ergab sich in ihr Geschick mit vermeintlicher Ruhe und wer sie so sah, konnte sie wohl für eine glückliche und zufriedene Braut halten. Sie selbst nahm sich nach diesem Zusammentreffen mit Gustav vor, jeden Gedanken an ihn muthig zu bekämpfen; was sie auch wirklich that, so weit dies möglich war. Früher war sie bereit gewesen, für ihn und mit ihm zu sterben, wenn er es verlangt hätte; jetzt aber, wo er sich nach ihrer Meinung nur allzuschnell getröstet hatte, trug ihr gesunder und kräftiger Verstand über die blinde Leidenschaft den Sieg davon, sie glaubte wenigstens vollkommen geheilt zu sein und wollte von nun an nur für ihre Eltern und Geschwister leben. Ihnen brachte sie sich zum Opfer dar, indem sie den ihr widerwärtigen Cousin zum Manne nahm; dennoch hoffte sie, ihm eine treue Frau zu sein und vollkommen alle ihre Pflichten ihm gegenüber

zu erfüllen. Sie bemühte sich, den Widerwillen, welchen sie gegen ihn unwillkürlich empfand, zu überwinden, seine Liebe mit wenigstens duldender Freundlichkeit zu erwiedern und zeigte schon jetzt die Tugend, welche die meisten Frauen in einer Ehe ohne Liebe üben müssen und sollen, demüthige Ergebung in ihr Geschick. — Dem Anschein nach war das Glück und der Friede wieder in die Familie des Kassenboten zurückgekehrt, aber diese Ruhe glich nur der schwülen Stille vor dem Ausbruche eines gewaltigen Sturmes. Je näher der Tag ihrer Hochzeit heranrückte, desto trauriger wurde Hannchen wieder; sie brachte die Nächte ohne Schlaf zu und wenn sie sich unbemerkt glaubte, standen ihre schönen Augen voll Thränen. Sie war bereits zweimal von der Kanzel herab aufgeboten worden; in wenigen Tagen sollte die Trauung stattfinden; die Mutter hatte alle Hände voll zu thun und die Braut noch Manches zu besorgen, was ihr an der Ausstattung fehlte. Jetzt wurde sie auch nicht mehr so streng wie früher bewacht und gehütet, weil die Ihrigen das Verhältniß mit dem Sattler für gänzlich abgebrochen hielten; sie konnte gehen, thun und lassen, was sie wollte. Eines Abends, als sie eben von einer Freundin kam, welche sie gebeten hatte, ihre Brautjungfer zu werden, ging sie wieder allein durch die menschenleeren Gassen. Sie hatte sich verspätet und eilte jetzt mit schnellen Schritten, weil es eine abgelegene Gegend

war, in der sie sich befand; auch glaubte sie Männertritte hinter sich zu hören. Das Herz schlug ihr ängstlich in der Brust; es überkam sie eine sonst nie gekannte Furcht, eine Ahnung, als müßte ihr irgend etwas Unangenehmes begegnen; sie wagte nicht, sich umzuwenden und nach ihrem Verfolger zu sehen. Jetzt hatte er sie ereilt und zwei kräftige Arme hielten sie von hinten fest. Ein lauter Schrei entrang sich ihrer Brust, als sie einen ihr völlig fremden Mann erblickte, der noch dazu im trunkenen Zustande zu sein schien. Es war der gemüthliche Assessor, der solche nächtliche Abenteuer liebte und auf diese nicht eben anständige Weise Damenbekanntschaften suchte.

„Wohin, mein schönes Kind?“ stammelte er mit schwerfälliger Zunge. „Nehmen Sie mich doch mit.“

„Lassen Sie mich,“ rief Hannchen voll Entrüstung, indem sie sich aus seinen Armen zu reißen bestrebte.

Aber der Berauschte hielt sie nur um so fester und suchte sie durch seine ekelhaften Liebkosungen und Versprechungen zu beschwichtigen. Er glaubte, es mit einer gewöhnlichen, leichtfertigen Dirne zu thun zu haben, gegen die er keine besondere Rücksicht nöthig achtete. Vergebens sah sie sich nach Hülfe um, der Platz war unbewohnt und keine menschliche Seele in der Nähe. Während sie mit dem Trunkenbold noch rang, schien längs der Mauer eines benachbarten Gartens sich ein dunkler Schatten zu bewegen.

„Zu Hülfe!“ schrie das Mädchen laut.

Im nächsten Augenblick sah sich der Assessor von zwei kräftigen Fäusten gepackt, gegen die er sich umsonst zu wehren wagte; es waren ehrliche, derbe Arme, durch die Arbeit abgehärtet und gestählt. Mit einem Griff schleuderte der Angreifer den Mädchenjäger fort, welcher ohnehin nicht auf festen Füßen stehend, stolpernd niederfiel, sich wieder aufraffte und fluchend seinen Rückzug antrat. Jetzt erst sah sich Hannchen nach ihrem Retter um; sie hätte vor Schreck in die Erde sinken mögen; denn die wohlbekannte Gestalt des Sattlers stand vor ihr im hellen Mondenschein. Beide starrten sich an, als hätten sie so eben ein Gespenst gesehen, und keiner vermochte längere Zeit nur ein Wort hervorzubringen.

„Bist Du es?“ fragte sie endlich leise.

Wohl hatte sie Ursache, so zu fragen, denn sein Aussehen hatte sich dermaßen verändert, seit sie ihn zum letzten Mal gesehen, daß sie ihn kaum wiedererkannt hätte. Seine bleichen, hohlen Wangen, die eingefallenen Augen, das verwilderte Aussehen und seine vernachlässigte Kleidung verriethen ihr, was er gelitten, um sie allein gelitten hatte. Die Passionsgeschichte seiner Liebe stand deutlich in seinem Gesichte geschrieben und sie konnte kaum ihre Thränen zurückhalten, als sie ihn so elend wiederfand. Mit einem Male schlug die Liebe, welche Beide schon erloschen wähnten,

mit hellen, lodernden Flammen in ihren Herzen auf; es bedurfte nur dieser zufälligen Begegnung an dem einsamen Orte, um plötzlich alle früheren Gefühle wieder aufzuregen. Die wahre Liebe kann nicht sterben, sie lebt bis zum letzten Athemzuge, sie schlummert nur, wenn man sie todt hält und feiert ihre Wiederauferstehung. Ein Blick, ein Wort, eine leise Berührung, weckt sie aus ihrem Sarge auf und sie erhebt sich in neuer Kraft und in all' ihrer gottvollen Herrlichkeit. So hatten Hannchen und Gustav jetzt noch kein Wort gesprochen und doch waren sie schon ausgesöhnt, vollkommen wieder mit einander verbunden; sie wußten, daß sie sich noch immer angehörten und daß keine Gewalt der Erde sie mehr trennen würde. Hand in Hand gingen sie anfänglich stumm neben einander her; denn das Herz war ihnen so voll, daß die Sprache zu arm war, um ihre Gefühle auszudrücken. Wo die Lippe schweigt, spricht das Auge, wenn der Mund verschlossen bleibt, redet der Druck der Hand und ein Seufzer, ein leiser Hauch gilt mehr, als alle Worte auf der Welt. So wanderten sie neben einander her durch die stillen Straßen, vorbei an dem alten grauen Thurm, der schon viele Jahrhunderte gesehen und auf unzählige Liebende niedergeschaut und noch schauen wird. Die Glockenuhr kündigte mit lauten Schlägen die Zeit; sie achteten nicht darauf; denn ihnen gehörte die ganze Ewigkeit, die sie jetzt durchlebten. Und

weiter zogen sie vorüber an dunklen Hütten und glänzend erleuchteten Palästen, an Gärten, aus denen ihnen eine lustige Musik entgegentönte, bis sie zu dem stillen Kirchhof kamen, wo die Todten unter dem grünen Rasen schlummerten und die weißen Leichensteine im Mondschein schimmerten. Hannchen blickte durch das eiserne Gitter und der alte Entschluß tauchte wieder in ihrer Seele auf.

„So möchte ich auch liegen," sagte sie leise, „und Du an meiner Seite."

„Wo Du bist, will auch ich sein," antwortete er, indem er sie fester an sich zog.

Sie setzten sich unter der blühenden Linde, welche vor dem Kirchhof stand, auf die steinerne Bank und hörten auf das schmelzende Lied der Nachtigall. Es war ein stilles Plätzchen, recht für zwei unglücklich Liebende geschaffen; so ruhig und fern von all' dem Geräusch der lärmenden Stadt, als säßen sie auf einer einsamen Insel, von allen Qualen und Sorgen des Lebens befreit. In dämmernder Ferne lag das Häusermeer der Residenz von nächtlichen Schatten bedeckt; vor ihnen der Friedhof im hellen Mondenschein mit seinen Gräbern und Blumen, deren Duft der laue Abendwind zu ihnen trug. Die Todten schienen sie zu grüßen und ihnen zuzurufen, das Loos der Seligen und ihre Ruhe zu theilen. Eine tiefe Sehnsucht nach diesem ewigen Frieden erfaßte die Liebenden und sie be-

neideten die Schläfer unter dem kühlen Rasen, deren Bett mit blühenden Rosen und weißen Lilien bestellt war. Immer schluchzender klagte die Nachtigall, als wollte sie mit ihren bangen Tönen alle Leiden und Schmerzen ihrer kleinen Brust noch einmal ausschütten und dann an gebrochenem Herzen sterben. Bald lauschten die Beiden den schmerzlichen Melodien, bald sahen sie zu dem dunkelblauen Himmel empor, von dem die goldenen Sterne in zitterndem Lichte niederschauten, das Verlangen in der Menschenseele weckend, ihnen nahe zu sein. In solchen Momenten erlischt die bange Furcht vor dem dunklen Jenseits, die Bande lösen sich, welche die Seele an diese Erde fesselt; sie streift die irdischen Ketten ab und schwingt sich frei empor zu ihrer wahren Heimath; und wie es Augenblicke giebt, wo der Glückliche ausruft: Das Leben ist doch schön, so ruft das schwer beladene Herz: Der Tod ist schöner. —

„Und ehe ich den Cousin heirathe," sagte sie, „lieber will ich sterben."

„Aber nicht allein. Ich gehe mit Dir in die Ewigkeit. Das schwöre ich Dir."

Noch einmal umschlangen sie sich, so fest und innig, als wollten sie zusammenwachsen und sich niemals mehr trennen. Jetzt wußten sie, daß sie einander angehörten, wenn auch nicht im Leben, so doch im Tode. Darauf gingen sie, nachdem sie für den folgenden Tag Ort und

Stunde verabredet hatten, wo sie sich wieder treffen wollten, um für immer vom Leben Abschied zu nehmen. — Der Sattler begleitete sie bis an die Ecke der Straße; weiter nahm sie nicht seine Begleitung an. Dort reichte sie ihm die Hand.

„Auf Wiedersehn!“ rief er ihr zu.

„Morgen und dann für immer,“ flüsterte sie, die Augen zum Himmel emporrichtend.

Sie fand den Bräutigam in ihrer Wohnung vor, der ihr wegen ihres langen Ausbleibens Vorwürfe machte und empfindlich schien. Je näher der Hochzeitstag heranrückte, desto offener zeigte er sich in seiner wahren Gestalt als künftiger Tyrann, so daß sie in ihrem Entschlusse nur noch mehr bestärkt wurde. Nur beim Anblick ihrer Eltern empfand sie eine tiefe Bewegung; sie war noch trauriger als sonst; diese merkten nichts und schoben die Art und Weise, wie sie ihnen mit zitternder Stimme gute Nacht bot, auf eine zufällige Verstimmung, ohne weiter darauf zu achten. So bald der Cousin gegangen war nnd all ihre Angehörigen im tiefen Schlafe lagen, schrieb sie heimlich einen Brief an ihre Eltern, worin sie ihnen ihr Vorhaben meldete und im Voraus um ihre Verzeihung bat. Zugleich ersuchte sie dieselben, ihre und Gustav's Leiche aufzusuchen und auf demselben Kirchhof zu begraben, wo sie den Abend vorher mitsammen zugebracht. Manche heiße

Thräne fiel auf das Papier und löschte hier und da einen Buchstaben aus.

Das Schwerste war für sie gethan; sie kniete nieder und betete, indem sie zu Gott sich wandte und ihn anflehte, ihr ein milder Richter zu sein. Angekleidet, wie sie war, erwartete sie auf ihrem Bette wachend den Morgen, der zur Ausführung der That bestimmt war, ohne davor zurückzuschrecken, ohne die geringste Furcht vor dem Tode, dem sie entgegenging. So bald die Nacht verschwand und die ersten Spuren der Morgendämmerung sich am Himmel zeigten, verließ sie ungesehen das Haus, welches sie mit dem Schlüssel öffnete, in dessen Besitz sie sich noch am Abend zu setzen wußte. Leise auf den Zehen schlich sie an den Betten der Kinder vorüber, denen sie ein stummes Lebewohl mit weinenden Augen sagte, und die sie niemals wieder zu sehen hoffte. Den Brief an ihre Eltern legte sie im Wohnzimmer auf den Tisch, so daß er dem Vater beim Erwachen sogleich in die Augen fallen mußte. Als sie an der Schlafkammer der Eltern vorüberkam, erfaßte sie ein banger Schauer, ihre Kniee bebten, ihre Thränen flossen reichlicher und einen Augenblick schwankte das arme Kind, indem es an die Schmerzen dachte, welche sie ihnen zu bereiten im Begriffe stand. Aber der Gedanke an die verhaßte Verbindung und an ihr Versprechen, daß sie Gustav gegeben, siegten über ihre aufsteigenden Bedenken.

Mit scheuen Schritten und klopfendem Herzen erreichte sie die Straße, wo an einem Vorsprunge gelehnt der Geliebte sie bereits erwartete. Noch war es nicht Tag geworden, im Osten schimmerte ein rosiger Purpurstreif, der den Aufgang der Sonne verkündigte. Alles war still, die Häuser und Läden geschlossen, kein Mensch weit und breit zu sehen, kein Geräusch ließ sich hören, nur ein gefangener Vogel, der in seinem Bauer vor einem Fenster hing, grüßte sie mit seinem schmetternden Gesang. Arm in Arm verließen sie die Stadt und wanderten zum Thore hinaus; die Schildwacht vor demselben, ein rothbäckiger, munterer Bursche, schaute ihnen nach und rief ihnen lachend „viel Vergnügen!“ zu; er hielt sie für ein frohes Liebespaar, das den schönen Morgen im Freien vergnüglich zubringen wollte. Ihre bleichen, schmerzdurchwühlten Züge waren ihm nicht aufgefallen; er hätte wohl sonst vielleicht Lärm geschlagen, wenn ihm ihre Absicht bekannt geworden wäre. Ungehindert gelangten sie hinaus in den herrlichen Park, der den größten Theil der Residenz umgab und von den Spaziergängern der eleganten Welt fleißig besucht wurde. Diese aber schliefen noch zu so früher Zeit und Niemand begegnete ihnen, nicht einmal einer von den angestellten Arbeitern. Auf dem Rasen lag noch der frische Thau wie ein grauer Perlenschleier und von dem grünen Laub der Bäume schüttelte der Morgenwind die fallenden Tropfen auf ihre

Kleider nieder. Ein unendlicher Zauber war über dieses Stück Natur in der Nähe der geräuschvollen Hauptstadt ausgebreitet; es wehte hier eine erquickendere Luft, ein jungfräulicher Hauch schien über die schattigen Lauben und dunklen Gebüsche ausgegossen, den der helle Tag ihn mit seinen lärmenden Besuchern, den geputzten Damen, den dahinfahrenden Equipagen und eitlen Reitern zerstört.

Noch stand am Himmel die blasse Mondsichel und der goldene Liebesstern, während die ersten Strahlen der Sonne bereits die schlanken Spitzen der hohen Fichten mit rother Glut umströmten, die riesigen Fackeln glichen. Goldene Lichter irrten durch das grüne Laubgeflecht und lagerten sich auf den Rasen, so daß der graue Perlenschleier vom Thau gebildet sich in ein funkelndes Demantgeschmeide verwandelte. Die Vögel waren auch bereits auf den Zweigen und in ihren Nestern wach; sie jubilirten und sangen dem kommenden Tag entgegen. Es war ein köstlicher Morgen; das rauschte und jauchzte, strahlte und leuchtete, als wollte sich die Welt noch einmal dem scheidenden Paare in all ihrer Pracht und Herrlichkeit offenbaren, um es von seinem thörichten Entschlusse abzubringen. Jede Blume, jedes Blatt schien ihnen zuzurufen: „genießt und lebt!“ — Sie aber hörten nicht auf die Stimme der mahnenden Natur, ihr Ohr blieb taub für solche Lockungen, ihr Auge blind für all den Reiz; sie hatten sich, und die

ganze Welt mit ihren Schätzen sollte sie nicht mehr von ihrem Vorhaben abbringen.

„Hast Du Furcht?" fragte er die Geliebte.

„Mit Dir zu sterben?" entgegnete sie, vorwurfsvoll zu ihm emporschauend.

„Bald sind wir am Ziel."

„Unsere Sünde wird uns Gott vergeben, aber ich kann ja nicht anders, ich kann den Cousin nicht nehmen."

„Nun soll uns Niemand mehr trennen," rief er, indem er sie an sein Herz preßte.

„Ach!" seufzte sie. „Mir thut nichts so weh, als die armen Eltern. Was werden sie sagen, wenn sie uns nun Beide todt finden?"

„Sie haben es so gewollt," entgegnete er finster. „Warum haben sie Dich gezwungen, einem solchen Menschen die Hand zu geben?"

„Lieber den Tod von Deiner Hand, als mit ihm alle Reichthümer und Schätze der Erde. Ach! was hab' ich um ihn schon gelitten."

„Das hat jetzt ein Ende und nun wird uns Niemand mehr trennen."

„Wenn sie uns nur in dasselbe Grab legen wollten. Wenigstens im Tode möchte ich bei Dir sein!"

Während sie so sprachen von ihrem nahen Ende, bogen sie allmälig von dem bisherigen Park ab und gelangten

so in das nahe daran stoßende Wäldchen, wo sie sich ganz sicher glaubten. Hier zog der Sattler zwei von ihm gekaufte Pistolen aus der Tasche hervor, um sie zu laden. Hannchen sah ihm ruhig zu, wie er das Pulver in den Lauf schüttete, dann die Kugel hineintrieb und die mitgebrachten Kupferhütchen aufsetzte.

„Nur fehle mich nicht!“ bat sie, „und ziele auf mein Herz.“

„Fürchte Dich nicht!“ beruhigte er mit einem trüben Lächeln. „Ich bin ja Soldat gewesen.“

Trotz dieses Trostes zitterten seine Hände und er bebte weit mehr als das Mädchen. Er besaß wohl den Muth sich selber zu tödten, aber nicht, das holde Kind, welches dort ergeben auf dem Rasen saß, zu beschädigen. Im entscheidenden Augenblicke drohte ihn seine Kraft zu verlassen; er suchte bald nach dem, bald nach jenem Grunde, um die beschlossene That noch zu verzögern. Sie bemerkte endlich seine Bangigkeit und Unruhe, wie ihm der Angstschweiß auf der Stirn stand.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie, indem sie ihre Hand auf seine Schultern legte.

„Barmherziger Gott!“ stöhnte er erschüttert. „Ich kann Dich nicht erschießen, ich kann nicht.“

„Gieb her!“ sagte sie entschlossen, „und zeige mir, wie ich es zu machen habe.. So wollen wir zu gleicher Zeit

sterben, ob mir schon der Tod von Deiner Hand lieber gewesen wäre."

Er gab ihr die geladene Waffe, nachdem er den Hahn zuvor gespannt und unterwies sie, wie sie es von ihm verlangte. Mit dem Finger deutete er auf die Stelle, worauf sie den mörderischen Lauf richten sollte.

„Und nun vergieb mir," flehte sie, „all die Schmerzen, die Du um meinetwillen gelitten hast."

Sie umarmten sich noch einmal und ihre Lippen berührten sich zu einem langen, nicht enden wollenden Abschiedskuß.

Die Verabredung war getroffen, daß auf ein Zeichen, welches Gustav geben sollte, Beide zu gleicher Zeit die Pistolen abzudrücken hatten. Zuvor wandte er sich noch einmal um, weil er ein Geräusch in der Nähe gehört zu haben glaubte. Hannchen, in der Angst überrascht und somit in ihrem Vorhaben gestört zu werden, wartete nicht erst das Zeichen ab. Vielleicht wollte sie auch dem Geliebten in die Ewigkeit voraneilen, um nicht Zeuge seines Todes zu sein, vielleicht war es nur Zufall, daß ihre Finger den Hahn früher berührten, ehe sie der Waffe die nöthige Richtung gegeben hatte. Der Schuß fiel und im nächsten Augenblick kniete Gustav neben der hingesunkenen Geliebten auf dem grünen Rasen, der von ihrem Blute roth gefärbt wurde. Die Kugel hatte, wie er sich rasch überzeugte, nur

die Schulter gestreift und war in das dicke Fleisch des Oberarmes gedrungen.

Bald schlug sie, wieder aus ihrer Ohnmacht erwachend, die Augen auf; sie lächelte ihn wehmüthig mit ihren bleichen Lippen zu. Bei dem Anblick des strömenden Blutes überfiel ihn ein unnennbares Gefühl von trostloser Verzweiflung und das ganze Gewicht der beabsichtigten That fiel wie eine schwere Last auf ihn. Dahin schwanden die finsteren, mordlustigen Entschlüsse; er hatte jetzt keinen andern Gedanken, als Hannchen zu retten. Alsbald zerriß er sein Taschentuch, um das Blut zu stillen und einen kunstlosen, vorläufigen Verband anzulegen, worin er als gedienter Soldat sich einige Erfahrung erworben hatte. Aengstlich belauschte er den Ausdruck ihres Gesichtes und den Schlag ihres Herzens. Er verstand auch bereits so viel, um einzusehen, daß die Wunde keineswegs gefährlich war; in der Freude seines Herzens wußte er nicht, was er beginnen sollte; er lachte und weinte zu gleicher Zeit, küßte ihre Hand und ihren Mund, wobei er sich wie närrisch geberdete.

„Soll ich denn nicht sterben?“ fragte sie mit matter Stimme, über sein unerklärliches Benehmen erstaunt.

„Nein!“ jubelte er. „Du darfst nicht sterben, Du mußt leben und selbst mit dem Cousin. Nur nicht sterben, nur nicht sterben!“ setzte er mit gefalteten Händen hinzu.

„Ich bin ja mit Allem zufrieden, wenn ich Dich nur am Leben weiß.“

Ein Schauder erfaßte ihn jetzt, wo er nur an die Möglichkeit ihres Todes dachte, weil schon die leichte Verwundung ihn fast zur Verzweiflung brachte. Ihr fließendes Blut gab ihm die Besinnung wieder zurück; er hatte nur den einen Wunsch, daß sie am Leben bleibe; alles Uebrige kümmerte ihn nicht, mochte aus ihm nun werden, was da wolle. Hannchen ließ ihn ruhig gewähren, der Blutverlust hatte sie schwach gemacht; auch folgte naturgemäß der vorangegangenen, höchsten Anspannung eine wohlthätige Erschöpfung ihrer aufgeregten Lebensgeister. Mit bleichen aber verklärten Zügen und halb geschlossenen Augen lag sie da in seinen Armen und an seine Brust gelehnt, wie ein stilles Marmorbild; so hörte sie die tausend süßen Schmeichelnamen und auf die Liebkosungen, mit denen er sie überhäufte. Es war eine selige Ermattung, die süße Ruhe nach dem furchtbarsten Sturme, welche sie jetzt empfand und die ihr so unendlich wohl that. So hätte sie ewig bleiben mögen, hier unter den schattigen Bäumen, fern von der bösen Welt, von den Armen der Liebe gehalten. Nur zuweilen mahnte sie ein zuckender Schmerz in der Schulter an ihre Verwundung, dann entfuhr wohl auch den Lippen, welche meist ein seliges Lächeln zeigten, ein banger Seufzer und ein Schmerzenslaut. —

Längst war es Tag, aber kein Mensch in der Nähe, obgleich jetzt der Sattler sich einen solchen herbeiwünschte, um die durch fortwährende Blutverluste erschöpfte Geliebte an einen passenderen Ort zu bringen, wo sie auch ärztlichen Beistand erhalten konnte.

Er selbst wagte nicht, sie zu verlassen, um aus der Nähe die nöthige Hülfe herbeizuholen, nicht einmal zu rufen getraute er sich in seiner sonderbaren Lage; es blieb ihm daher nichts übrig, als geduldig bei der Geliebten zu warten und ihren Schlaf zu bewachen, dem sie zum Glück und in Folge ihrer Schwäche unterlag; so daß sie wenigstens für kurze Zeit all ihre vergangenen und zukünftigen Leiden vergaß.

Zehntes Capitel.

Es war noch früher Morgen, als der Kassenbote in seiner Wohnung erwachte. Beim Aufstehen fiel sein erster Blick auf den zurückgelassenen Brief der Tochter; er erkannte sogleich ihre Handschrift und eine düstere Ahnung überfiel ihn, bevor er noch das Schreiben erbrach. Seine Kniee zitterten, als er zu Ende gelesen hatte; entsetzt stürzte er nach ihrem Schlafzimmer, um sich von der fürchterlichen

Wahrheit zu überzeugen. Er fand sie nicht, ihr Lager war noch unberührt. Ohne Besinnung eilte er nach dem von ihr angegebenen Ort, wo er wenigstens ihren Leichnam zu finden hoffte. Seiner Frau verschwieg er noch die niederschmetternde Nachricht, die sie ohnehin zeitig genug erfahren sollte; deshalb entfernte er sich heimlich, ohne von ihr erst Abschied zu nehmen. Auf dem Wege überließ er sich seiner natürlichen Verzweiflung, indem er sich selbst die größten Vorwürfe über sein bisheriges Benehmen in dieser Angelegenheit machte. Nicht mit Unrecht gab er sich die Schuld, an dem vermeinlichen Tode seines Kindes, das er mit wahrer väterlicher Zärtlichkeit liebte. Nie war ihm Hannchen theurer gewesen, als in diesem Augenblick, wo er sie gestorben glaubte. Geht es doch den meisten Menschen so; erst, wenn der Tod oder eine große Gefahr ihre Angehörigen bedroht, bricht die bis dahin oft verborgene oder irre geleitete Liebe in ihrer ganzen Kraft hervor; dann möchte man wohl sich selber für sie opfern, man achtet nicht das eigene Leben, das Bild des Leidenden oder Dahingeschiedenen steht vor uns im verklärten Lichte, wir vergessen all die kleinen Mängel und Schwächen, die ihnen anhaften, wir erkennen meist zu spät die Größe des uns widerfahrenen Verlustes. Wären wir nur halb so gerecht, freundlich, mild und nachsichtig gegen die Lebenden, wie wir gegen die Gestorbenen sind, so würden wir manchen großen

Schmerz uns und ihnen ersparen, manche Thräne trocknen, manche bittre Stunde von ihnen abwehren. Warum muß erst der Tod uns in seine harte Schule nehmen, um uns Liebe und Menschlichkeit zu lehren? — Mit zerrissenem Herzen eilte der unglückliche Vater jetzt denselben Weg, den die Liebenden vor ihm gegangen waren; nun klagte und jammerte er über seine Härte gegen Hannchen, über die blinde Nachgiebigkeit, mit denen er den Plänen seiner Frau gefolgt war. Bald rang er die Hände, bald raufte er sich das graue Haar, daß die Vorübergehenden ihm erschrocken und mitleidig nachsahen. Wer ihm begegnete und in das bleiche, entsetzte Gesicht schaute, dem mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß er einem Unglücklichen gegenüberstand. Aber die Leute in einer großen Stadt haben mehr zu thun, als auf einander zu achten. Stumm und theilnahmlos gehen sie an einander vorüber und Keiner kümmert sich um den Verlust des Andern. Auch nahm sich der Kassenbote nach Kräften zusammen, wenn er fremden Menschen begegnete und bekämpfte seinen Schmerz, um nicht Aufsehen zu erregen; denn er wollte nicht, daß die Sache ruchbar würde. Es lag ihm Alles daran, den gewaltsamen Tod seines Kindes zu verheimlichen, deshalb hatte er es auch vermieden, die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, wie er anfänglich Willens war. Seine Tochter eine Selbstmörderin: das durfte

Keiner wissen, nur er allein trug die furchtbare Last und das Bewußtsein seiner Schuld. So wankte er weiter, gepeinigt von solchen Selbstvorwürfen, zugleich überließ er sich den schwarzen Gedanken, welche von allen Seiten seine Seele jetzt bestürmten. Es wurde ihm mit einem Male klar, daß mit der Aussicht auf die unerwartete Erbschaft ein böser Geist in sein Haus eingezogen sei; dahin war der stille Frieden und das frühere Glück. War er nicht zufrieden gewesen mit seiner bescheidenen Stellung, seinem kleinen Verdienst und im Kreise seiner wohlgerathenen Familie? Jetzt war das Alles zerstört, vernichtet und statt des geträumten Wohlstandes das Unheil, die Zwietracht, der Tod in seiner furchtbarsten Gestalt bei ihm eingekehrt. Mit Wehmuth gedachte er der vergangenen Zeit, der bescheidenen Wohnung, seiner fast ärmlichen Einrichtung, in der er sich so behaglich und wohl einst gefühlt hatte, seiner stillen Freuden nach gethaner Arbeit, seiner fleißigen, immer geschäftigen Frau, die jetzt dem Müßigange und dem Luxus nach dem Beispiele der Schwägerin ergeben war; seiner Söhne und Töchter, die augenscheinlich verwilderten und sein väterliches Ansehn zu verlachen anfingen. Das arme Hannchen hatte sich, um der von ihren Eltern ihr aufgezwungenen Verbindung zu entgehn, dem Tode freiwillig in die Arme geworfen. O! das war mehr, als der alte Mann zu ertragen vermochte. Eine derartige Katastrophe

öffnete ihm die Augen und riß ihn aus seiner Verblendung; er sah es, furchtbar erschüttert, daß er mit all den Seinigen auf diesem Wege dem Verderben entgegen ging. Diese Wahrheit stand vor ihm in gräßlicher Gestalt; die schreckliche Lehre drängte sich ihm auf, daß die Sucht der heutigen Welt nach Geld und materiellem Genuß dem Einzelnen wie der Gesammtheit zum Verderben gereiche; denn ein böser Dämon schlummert im Reichthum und der Mammon wird gewöhnlich nur um einen theuren Preis erworben.

„Verwünschtes Geld, verwünschte Erbschaft!“ murmelte der Kassenbote. „O! hätte ich nie das unglückliche Zeitungsblatt gesehen und nie die Schwelle des Schwagers überschritten!“

Nun kam die Reue, die Begleiterin der Schuld, nagend, brennend, reißend mit ihren grimmigen Klauen, der Vampyr, welcher sich von unserem Herzblut nährt und das Mark unserer Knochen mit gieriger Zunge schlürft. Wie ein schwarzer Schatten folgte sie dem Unglücklichen, ihren Hohn ihm leise in's Ohr flüsternd, mit unfruchtbaren Vorwürfen ihn belastend. Aber auch die unterdrückte Willenskraft begann sich wieder zu regen und in dieser Stunde des Jammers reiften allerlei wohlthätige Gedanken und Entschlüsse, wenn auch vorläufig noch unbewußt und unklar; wie auf den rauchenden Trümmern seines Hauses der

Besitzer mitten unter der Zerstörung des Alten an den Neubau und die verbesserte Einrichtung seiner künftigen Wohnung denken mag. Ist doch kein gegenwärtiger Verlust ohne künftigen Gewinn für den tüchtigen Mann. — Aber all diese dämmernden und wogenden Gedanken, dieses Gemisch von Vorwürfen, Plänen, von Reue und Zerknirschung wurden von dem Schmerz über den Verlust der geliebten Tochter zurückgedrängt. So ein Kind ist ein Stück unserer selbst, Leben von unserem Leben, Blut von unserem Blut. Wir sterben mit und ein Theil von uns wird auch begraben, oft unser ganzes wahres Glück mit eingesargt, weil wir in unseren Kindern unsere Hoffnung, unsere Zukunft sehen, die mit ihnen vernichtet wird. Das fühlte der unglückliche Vater, noch unglücklicher durch die Qual, daß er selbst all dies Unheil zum Theil heraufbeschworen, zum Theil durch sein Verhalten nicht kräftig genug abgewendet hatte. Zuweilen blitzte wohl durch diese dunkle Nacht noch ein matter Hoffnungsstrahl, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Der Kassenbote dachte wohl daran, daß ein glücklicher Zufall die Ausführung der schrecklichen That verhindert haben, daß er vielleicht noch zur rechten Zeit kommen könne; er faltete bei diesem Gedanken die Hände und betete so heiß und innig, wie er noch nie gebetet hatte, zu Gott um Mitleid, und Rettung für das arme, verirrte Kind.

„O Herr!" flehte er leise. „Sei uns gnädig und höre mich. Laß meiner Tochter nicht ihr schreckliches Vorhaben ausführen. Du kannst ja schon ein Wunder gethan haben. Ich will auch von nun an nicht mehr auf die Stimme des Eigennutzes hören, sondern in Demuth und zufrieden mit dem Loose, das Du mir bestimmt hast, leben."

So ungefähr lauteten die Worte, die er im Stillen zum Himmel richtete. In solchen Stunden der Bangigkeit erwacht das unterdrückte religiöse Bewußtsein und der schwache Mensch sucht im Gefühle seiner Ohnmacht die Hülfe des höheren Wesens oft durch ein Gelübde, durch ein zu bringendes Opfer zu gewinnen, weil er nach irdischem Maßstabe die Gottheit dadurch zu versöhnen oder seinen Wünschen geneigter zu machen glaubt. So wirft während eines wüthenden Sturmes der Schiffer oft die theuersten Güter in das Meer, um sein Leben zu retten. Spottet nicht über diesen Aberglauben, der tief in unserer Natur begründet liegt; er befreit uns oft von dem egoistischen Hängen an den gemeinen Gütern des Lebens und nähert uns wieder dem Höheren, mit dem wir auf solche Weise in unmittelbare Berührung treten. Der Kassenbote that das Gelübde, wenn er seine Tochter noch am Leben fände, auf die Erbschaft zu verzichten, oder vielmehr das Geld, welches ihm dadurch zufallen würde, größten Theils zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Wunderbar fühlte er sich

durch diesen Entschluß beruhigt und gestärkt, so daß er vertrauungsvoll seinen Weg fortsetzte. Endlich gelangte er in das bezeichnete Wäldchen, wo er Hannchen noch am Leben traf; sie schlug so eben ihre Augen auf und ihr erster Blick traf den armen Vater, der mit kummervollem Gesichte vor ihr stand. Sie stieß einen leisen Schrei aus nnd sank von Neuem in eine Ohnmacht, aus der sie jedoch bald durch seine Küsse und milden Worte geweckt wurde. Kein Vorwurf entschlüpfte seinen Lippen; die Freude über ihre glückliche Rettung verschloß ihm den Mund. Während sie ohne Bewußtsein dalag, hatte ihn der Sattler von Allem, was geschehen war, schnell in Kenntniß gesetzt. Tief erschüttert hörte er den Bericht, dem Himmel für die Erhaltung seines Kindes dankend.

„Ich verzeihe Euch," sagte er noch mit bebender Stimme. „Ach! ich selber hatte ja die größte Schuld."

Er konnte die über seine Wangen strömenden Thränen nicht länger zurückhalten. Als Hannchen den Vater weinen sah, schlang sie ihren Arm um ihn und küßte in inniger Rührung seine Hand.

„Du mußt auch Gustav vergeben," flüsterte sie schwach. „Ich allein habe ihn aufgefordert, mich zu tödten. Lieber wollte ich sterben, als die Frau des verhaßten Cousins werden."

„Das sollst Du auch nicht," antwortete der Kassen=

bote. „Ich werde Dich nicht zu einer Heirath mehr zwingen, die Dich nur unglücklich machen würde."

Diese Worte wirkten wie der beste Balsam und gaben dem Mädchen neue Kraft, so daß sie sich mit Hülfe ihrer Begleiter zu erheben und einige Schritte zu gehen vermochte. Da die Wunde keineswegs gefährlich schien und die Blutung durch den vorläufigen Verband gestillt war, so beschloß man, um jedes Aufsehn zu vermeiden, Hannchen bis zum Park zu führen und dort aus der Nähe einen Wagen herbeizuschaffen, um sie so unbemerkt nach Hause zu bringen. Dies gelang auch vollkommen und kein Mensch hatte eine Ahnung von dem, was die Liebenden aus Verzweiflung gethan hatten. Vor der Thür stieg der Kassenbote ab, um seine Frau von Allem zu unterrichten. Vor Schreck erstarrte die Mutter, aber bald fand sie ihre Besinnung wieder; sie eilte der Tochter entgegen und der Anblick des bleichen Kindes weckte auch in ihrem Herzen die tiefste Reue über ihr bisheriges Benehmen. Mit der größten Schonung wurde Hannchen zu ihrem Bette geleitet; ein schnell indeß herbeigerufener Arzt entfernte die noch im Fleische sitzende Kugel, wobei die Verwundete den Schmerz unterdrückte. Während der Operation hielt Gustav ihre Hand in der seinigen und mit sanftem Lächeln suchte die Dulderin den Geliebten und die ängstlichen Eltern zu beruhigen. Der Doctor empfahl vor allen Dingen die größte

körperliche und geistige Ruhe und versprach unter dieser Bedingung die schnellste Heilung schon in wenig Tagen; außerdem gelobte er, da ihm die Veranlassung nicht verschwiegen bleiben konnte, die strengste Diskretion über den Vorfall. Weit besser aber als alle seine Verordnungen half die frische Jugendkraft des Mädchens, die Zärtlichkeit der Eltern und vor Allem die Nähe des Geliebten, der wieder unter den Augen und mit Bewilligung der Alten sein früheres Verhältniß anknüpfen durfte. Das Glück der Liebenden verbreitete wieder seinen Abglanz über die ganze Familie und brachte eine, hier schon lange Zeit nicht mehr gekannte, freudige Stimmung hervor.

Diese Veränderung konnte dem Hause Hasenfritz nicht entgehn, um so weniger, da der Kassenbote dem Schwager selbst die nöthige Anzeige davon machte. Natürlich entbrannte zwischen den Verwandten die alte Fehde mit erneuter Kraft und es fehlte nicht an verschiedenen Auftritten und heftigen Scenen aller Art, welche mit einem vollständigen Bruche endeten. Für die Familie Bauer erwuchs aus dieser Feindschaft nur der größte Vortheil, indem dieselbe von dem verderblichen Beispiele befreit, zu ihrer früheren Einfachheit wieder zurückkehrte. Der Kassenbote benutzte den Rest des Geldes, welches er von dem Assessor erhalten hatte, um damit den Sattler zu unterstützen, der nun endlich Meister wurde und Hannchen als

seine Frau heimführte. Bald darauf erfuhr Bauer, daß seine frühere Stellung bei der Bank durch das Ableben seines Nachfolgers erledigt war; er bewarb sich darum und erhielt dieselbe von Neuem, da ihn der Director als einen zuverlässigen und brauchbaren Mann mit Freuden wieder anstellte. Mit der früheren Beschäftigung nahm er auch die alte Einfachheit an; sein Hauswesen gewann dadurch nur an innerer Behaglichkeit. Zufrieden mit seinem Geschicke trägt er nach wie vor die schweren Beutel; er beaufsichtigt seine Kinder, welche ebenfalls die verlassene Arbeit wieder beginnen mußten und die durch Liebe und Strenge zu tüchtigen und ehrenwerthen Mitgliedern der Gesellschaft von ihm erzogen werden. Nur Frau Bauer denkt wohl noch von Zeit zu Zeit an die aufgegebene Herrlichkeit und das vornehmere Leben mit Wehmuth zurück, doch die Aussicht, bald Großmutter zu werden, mindert ihre Trauer um die verlassenen Fleischtöpfe Aegyptens, oder vielmehr die schönen Kaffees bei der Frau Schwägerin. Der Prozeß um die Erbschaft schwebt noch immer und wird wohl noch so manches Jahr schweben, da mit jedem Tage neue Prätendenten auftreten, welche begründetere Ansprüche zu haben glauben. Weil es bisher dem Kassenboten noch nicht gelungen ist, die vom Gericht verlangten Dokumente beizubringen, so dürfte es äußerst zweifelhaft sein, ob er je in den Besitz der halben Million gelangen wird. Er kümmert